Polem.
2474 hd

Polem.
2474.nd

Schenkel
Dan.

Die protestantische Geistlichkeit und die Deutschkatholiken.

Eine Erwiederung

auf die neueste Schrift von G. G. Gervinus

von

Dr. Daniel Schenkel.

Zürich,

Verlag von Meyer und Zeller.

1846.

363. b.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinem geschätzten Freunde

Herrn Dr. Heinrich Gelzer,

ordentlichem Professor der Geschichte in Berlin,

widmet

diese anspruchslosen Blätter

der Verfasser.

Lieber Freund!

Nicht nur weil ich hoffen darf, daß Manches in diesen Blättern Deiner eigenen Gesinnung nicht fremd sein möchte, sondern besonders auch um einen Nachhall an die vor wenigen Monaten ernst und traulich zusammen verlebten Stunden in Deine Seele zurückzurufen, habe ich mir erlaubt, Deinen werthen Namen diesen Blättern vorzusetzen. Es wird Dich heiter stimmen, wenn ich Dir sage, daß unsere damaligen harmlosen Unterhaltungen Stoff zu den wunderlichsten Uebertreibungen geworden sind, ja daß die Männer des landläufigen „Fortschrittes" es herausgebracht haben, daß es uns um nichts weniger als eine gefahrdrohende Verschwörung zu Gunsten lichtfeindlicher Reaktion zu thun war. Nun, verschworen wollen wir denn auch bleiben im Bunde mit allen Redlichen und Wohlmeinenden, und wenn

auch große Länderstrecken und verschiedene Berufsstellungen uns trennen, so wollen wir uns nur um so näher bleiben in dem Geiste, der in alle Wahrheit führt, und in der Liebe, die das Band aller Vollkommenheit ist. Denn nur jener Geist führt zur rechten Aufklärung, und nur diese Liebe zum wahren Fortschritt. Herzlich grüßt Dich aus der Dir immer noch theuern Heimath

Schaffhausen, den 9. Januar 1846.

Der Deinige,

Dr. Daniel Schenkel.

Die
protestantische Geistlichkeit
und
die Deutschkatholiken.

Man mag sagen was man will, man mag es wenden wie man will: unbestritten ist und bleibt es, daß die religiösen und kirchlichen Fragen von einer vor kurzer Zeit noch kaum geahnten Bedeutung geworden sind, daß sich an diese und an keine anderen die größten Probleme der nächsten Zukunft anknüpfen. Für diejenigen, die gewohnt waren in der Religion entweder ein Maschinenwerk der Staatspolizei, oder gar ein Hirngespinnst des von Aberglauben umnebelten Menschengeistes zu erblicken, ist das freilich eine unerklärliche, fast gespensterhafte Erscheinung. Es muß ihnen vorkommen, als ginge jenes Wort in Erfüllung: „Die Todten reiten schnell.“ Wir nehmen es ihnen nicht übel, daß sie sich in das nicht zu finden wissen, was über ihren Begriffskreis hinausgeht.

Man darf aber auch nicht läugnen, daß die religiösen Fragen in zweifacher Weise Bedeutung erlangt haben: in negativer und in positiver. Es macht sich in unseren Tagen auf der einen Seite eben so sehr das Bestreben geltend, sich religiös zu vertiefen, als auf der andern die Summe des in

früherer Zeit gewonnenen religiösen Erwerbes zu verflüchtigen und den Lichtkern des Glaubens möglichst zu verdünnen. Hier wirkt der Magnet mit anziehenden, dort mit abstoßenden Kräften. Hier erregt er wie ein elektrisches Fluidum gesunkene Lebensthätigkeit, dort entladet er sich blitzähnlich mit verheerender Wirkung. Aber beide Erscheinungen finden darin ihren Erklärungsgrund, daß die Geister wieder — vielleicht wider Wollen und Erwarten — in die religiösen Gedanken- und Gemüthskreise hineingebannt sind, und für jetzt wenigstens die Zauberformel noch nicht gefunden haben, um den Bann zu lösen.

In einer solchen Zeit findet die deutsch-katholische Bewegung ihre ganz natürliche Stelle. Die Reaktion des Jesuitismus und des hierarchischen Uebermuths hier, hat die Reaktion des in den Schichten der Mittelbildung weit verbreiteten religiösen Liberalismus dort hervorgerufen. Auf Schlag folgte Gegenschlag, und man würde sich nur wundern müssen, wenn das übernatürliche Wunder des Trierer Rockes nicht auch dieses natürliche Wunder des Rongeschen Abfalls zur Folge gehabt hätte.

Es ist übrigens zunächst nicht meine Absicht, die Bewegung selbst zu charakterisiren, oder ihr ein vorläufiges Horoskop zu stellen. Das ist auf so treffliche Weise in neuerer Zeit geschehen, daß in dieser Beziehung Gesagtes nur Wiederholung sein könnte. Ueberdies hat die Bewegung ihre feurigen Lobredner, ihre stillen Beobachter, ihre lauten Tadler, ihre besonnenen Freunde, ihre erbitterten Feinde, ihre klugen Zurechtleger — vielleicht schon im Uebermaße — gefunden. Aber ein bei Anlaß eines öffentlichen Votums über dieselbe in neuester Zeit gegen das durchschnittliche Verhalten der protestantischen Geistlichkeit

zu ihr abgegebenes Urtheil dürfte wohl das Recht, selbst die Pflicht einer Erwiederung begründen. Käme dies Urtheil aus dem Munde eines unbedeutenden oder in religiösen Dingen frivol denkenden Mannes, so wäre Schweigen vielleicht das Beste. Die protestantischen Geistlichen sind es seit einer Reihe von Jahren gewöhnt, daß man bald mit einem Urtheil über sie fertig ist, daß man hinter jedem, der den schwarzen Rock trägt, gleich den Dunkelmann wittert. Es gibt aber gewisse Urtheile, die keine Erwiederung verdienen, weil sie so sehr von der Oberfläche geschöpft sind, des sittlichen Ernstes und der wissenschaftlichen Einsicht so ganz ermangeln, daß sie in ihrer eignen Leerheit die beste Widerlegung enthalten. Nicht so ist es mit dem Urtheile des Mannes der Fall, dem ich hier entgegenzutreten mir erlaube. Wie gering auch einigemale Gervinus in seiner Schrift: „Die Mission der Deutschkatholiken" von der protestantischen Geistlichkeit zu denken, wie wenig hoch er im Allgemeinen ihre wissenschaftliche Bildung und ihre Einsicht in die Zeitbedürfnisse anzuschlagen scheint; im Ganzen ist dennoch seine Haltung edel und gemäßigt, seine Sprache innig und warm, und keine Spur von wegwerfender Frivolität in ihm; auf jedem Blatte seiner Schrift weht der Hauch einer vielleicht fast einseitigen Liebe zu seinem Vaterlande, und damit verbindet sich bisweilen eine gemüthliche Innigkeit und Innerlichkeit, welche nur die Bosheit mit dem rohen Poltertone eines Bruno Bauer oder Feuerbach zusammenstellen könnte. Gervinus ist, wie man deutlich sieht, gegen die protestantische Geistlichkeit verstimmt. Er hätte von ihrer Seite für die deutschkatholische Bewegung eine wärmere Aufnahme erwartet. Die in diesem Kreise waltende Kühle ver-

letzt ihn um so mehr, als er gerade die protestantischen Geistlichen für die natürlichen Wortführer der neuen Bewegung ansieht. Die protestantische Geistlichkeit in ihrer Gesammtheit hat nach seiner Ansicht ein natürliches Interesse der neuen deutschkatholischen Gemeinschaft die bewillkommende Hand entgegenzureichen, „in so fern die Reform jene dem Protestantismus wesentlich nahe stelle.“ Hätte Gervinus wirklich Recht, wäre der Deuschkatholizismus wirklich der Zwillingsbruder des Protestantismus: so müßten wir mit ihm die unbrüderliche Kälte des Erstgebornen beklagen, und kein für das Wohl seiner Kirche begeisterter protestantischer Prediger dürfte es länger anstehen lassen, dem Nachgebornen die Bruderhand zu reichen. Aber seltsam ist es denn doch, daß bis dahin, die protestantischen Lichtfreunde ausgenommen, an dem Neulinge nur so wenige protestantische Geistliche das Gepräge gleicher Abstammung haben erkennen können, daß so viele dagegen sich auf das Zusehen und Abwarten beschränken, darauf, ob etwa die Zukunft glaubwürdigere Diplome für die tiefere Verwandtschaft in Saft und Blut nachweise. Mir wenigstens scheint diese kühle kritische Stimmung der protestantischen Geistlichkeit aller Prüfung werth; und um die Gründe dafür klarer ins Licht zu stellen, und die Vorwürfe abzulehnen, deren hervorragendster Träger in neuester Zeit Gervinus geworden ist, habe ich diese Bogen niedergeschrieben, wie ich glaube aus einem innern Drange des Gemüths. Nicht nur darum, weil das Wort eines Mannes wie Gervinus mit Recht als ein bedeutendes Gewicht auf die Wagschale des Zeiturtheils fällt, sondern auch darum, weil gerade in meinem schweizerischen Vaterlande von Leuten, welche mehr praktischen Blick wenigstens in

die eignen Verhältnisse haben müssen als der fern stehende deutsche Gelehrte, dieses Wort mißbraucht worden ist, um von immer schußfertigem Bogen den vergifteten Pfeil nach dem Herzen der so viel befehdeten Geistlichkeit abzudrücken, habe ich geglaubt, sei ein ruhiges Wort der Abwehr gegen die Anklage hier am Platz. Vier verschiedene Gesichtspunkte scheinen mir aber für das Verhalten der protestantischen Geistlichkeit zu der deutsch-katholischen Bewegung maßgebend zu sein. Es kommt hierbei, wie mir scheinen will, nämlich an: 1) auf das Verhältniß des Dogmas zur Moral; 2) der Philosophie zur Theologie; 3) der Kirche zum Staate; 4) der Religion zur Politik. Von diesen vier Gesichtspunkten aus werde ich mir erlauben, die obschwebende Frage zu beleuchten.

I.

Zuallervörderst vermißt man in der Schrift von Gervinus eine feste Ansicht über das Verhältniß des Dogmas zur Moral.

Der römische Katholizismus hat eine Seite, gegen welche der Protestantismus sich fort und fort protestirend verhalten muß. Es ist dies die Abhängigkeit von Rom: das eiserne Netz, mit dem eine in fremdem unvaterländischem Boden wurzelnde Macht Vaterland und Haus umspinnt, die ertödtende Veräußerlichung des im Heiligthum des Geistes am reinsten und reichsten sich entfaltenden religiösen Lebens, der knechtende Zeremoniendienst, der in der Anbetung des Triererrocks beinahe Götzendienst wurde. In dieser negativen Richtung, scheint mir, muß jeder protestantische Geistliche, dem es Ernst mit der evangelischen

Wahrheit ist, sich, wenn auch nicht direkt, doch indirekt polemisch zum römischen Katholizismus verhalten, und eine allmälige Reform herbeiwünschen, welche uns zu der schon von den Aposteln so hoch gepriesenen Freiheit der Kinder Gottes führt. Nun handelt es sich aber vor Allem darum, auf welchem Wege dieses Ziel zu erreichen sei?

Sofern die Deutschkatholiken sich vom Papste losgesagt, die Bande der Hierarchie gebrochen, das Zwangsgewand des Zeremoniendienstes von sich geworfen haben: sind sie in negativer Richtung gewissermaßen zu uns hinüber getreten, und eine Scheidewand ist gefallen, die uns ewig von den römischen Katholiken trennen wird. Allein genügt es nunmehr, in der Negation eins zu sein? Zwar haben sich zu allen Zeiten Menschen auch zu dem Zwecke verbunden, irgend etwas Unbequemes oder verwerflich Scheinendes wegzuschaffen, und ganze Massen sind durch negative Strömungen zeitenweise fortgerissen und bis zu einem äußersten Punkte in dieser Richtung hingetrieben worden. Aber so wie der Widerstand, dessen Ueberwindung für einen Augenblick im gemeinsamen Interesse lag, gebrochen war, sehen wir auch die durch die bloße Negation zusammengehaltenen Kräfte sich wieder zersetzen, ja nicht selten im Zersetzungsprozesse sich selbst wieder gegenseitig aufreiben und zernichten. Wahre gemeinschaftbildende Kraft liegt jedenfalls nicht in der Negation.

Man hat die deutschkatholische Bewegung vielfach mit der Reformation zusammengestellt, und die zufällig gerade vorgeschobenen hauptsächlichsten Träger dieser Bewegung haben nicht ermangelt, sich den Reformatorentitel gefallen zu lassen; auch an

einem neuen Luther und einem neuen Melanchthon hat man es nicht fehlen lassen. Man hat sich selbst bewogen gefühlt, die moderne Reformation der älteren weit vorzuziehen, diese gleichsam als einen mißglückten Versuch, jene als die volksthümliche Durchführung der reformatorischen Ideen darzustellen. Mir scheint aber die Bewährung des ächten Reformators zuallernächst darin zu liegen, daß er positiv umbildend, erneuernd, erleuchtend, beseelend wirkt. Christus kam zu erfüllen und nicht zu zerstören, und Luther zerstörte erst, als die Fülle seiner neuen Ideen, unverstanden und mit Bannstrahlen niedergehalten, das brüchig gewordene Gefäß der Kirche sprengte, als er wider Wollen und Wünschen, ja erschrocken über seine eigenen Erfolge, aus dem Kirchengebäude, das er nur zu verbessern, aber auch zu erhalten suchte, von seinen Feinden verstoßen ward. Aber selbst die neuen positiven Ideen Luthers waren im Grunde nicht neu. Am allerwenigsten dachte er daran, ein reformatorischer Repräsentant des Zeitgeistes sein zu wollen. Es waren die alten apostolischen Kerngedanken, die ewigen unzerstörbaren Religionswahrheiten, die mitten in der Finsterniß in edleren Gemüthern immer fortgedämmert hatten, welche Luther wieder auf den Leuchter stellte, denen er in Verbindung mit andern wahrheitskräftigen und erleuchteten Männern durch die wunderbare Kraft seines Wortes wieder zum Siege verhalf.

Wie steht es nun in dieser Beziehung mit dem Deutschkatholizismus? Wo findet sich hier diese Fülle der religiösen Idee? die apostolische Salbung und Kraft? die wunderbare Selbstverläugnung des Subjekts, das nichts aus sich und Alles

aus Gott nehmen will? Wo sind auch nur die protestantischen Grundgedanken, wo ist eine Spur von jener im Reformationszeitalter so sieghaft durchgedrungenen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben?

Gervinus kann und will es nicht läugnen, daß die neue Richtung von diesen dogmatischen Ideen, welche den Protestantismus wesentlich begründen halfen, eben so wenig als von der römischen Hierarchie wissen wolle, daß sie überhaupt auf ein Minimum von Dogmatik sich beschränke, keine Theologie habe, keiner Theologie bedürfe, und er gibt ohne Umschweife zu verstehen, daß die Moral gewissermaßen das Einzige sei, was sie aus dem Christenthume zu retten suche. Wenn nun Gervinus dennoch den protestantischen Geistlichen warme Sympathie für die Deutschkatholiken zumuthet, so verlangt er damit für jene einen Standpunkt, der das Wesen des Protestantismus in sittlicher Gesinnung erblickt und die Geistlichen zu nicht mehr als der gewissenhaften Verbreitung sittlicher Gesinnung verpflichtet.

Ich bin weit entfernt, das Ehrenhafte in dieser Ansicht zu verkennen; ich gebe gern zu, daß manche protestantische Geistliche das Dogma zu ausschließlich lehren, zu wenig im Leben stehen und auf Lebensfrüchte hinwirken, zu theologisch, zu spitzfindig sind, und sich von den in den Protestantismus hinübergenommenen Resten der Scholastik immer noch nicht gänzlich losgemacht haben. Ich glaube auch, daß eine Religion, die nicht das Leben umgestaltet, die den Menschen nicht mit frischen sittlichen Kräften durchdringt, abgelebt und ihrem Verfalle nahe ist, und daß es sich nicht der Mühe lohnt, zur Vertheidigung einer

solchen nur die Feder zu ergreifen, geschweige Gut und Leben aufzuopfern. Aber umgekehrt will mir auch scheinen, daß bloße Moral gar keine Religion mehr ist, oder daß man wenigstens hier mit jenem Professor der Aesthetik sagen kann: Ob das noch Religion heißen könne, sei die Frage. Gervinus steht hier selbst auf dem Standpunkte des Rationalismus, von dessen System er sagt, es sei ausschließend wie alle Schulsysteme, frostig und trivial wie wenige gewesen, auf dem Standpunkte jener rein rationellen Weltansicht, vor der die Geheimnisse der ewigen Welt in Dunst und Nebel verschwinden.

Wenn die protestantische Geistlichkeit in ihrer großen Mehrzahl sich dagegen sträubt, den Protestantismus in eine allgemein moralische Ansicht sich ausläutern zu lassen, wenn dieselbe eben darum, weil der Deutschkatholizismus nichts Anderes als die Moral aus der verlassenen Kirche gerettet hat, dieser neuen Erscheinung nicht gerade entgegenjubelt, so läßt sich diese Geistlichkeit hierbei, wie mir scheint, von einem gesunden Instinkte leiten, von dem Naturtriebe des Protestantismus selbst, der sein eigenstes Wesen verläugnete, wenn er in bloße Moral ausartete. Gewiß irrt sich Gervinus, wenn er meint, der gemeine Mann nehme aus der Predigt nichts als Moral nach Hause, und gewiß übertreibt er, wenn er sagt, die ganze Masse der Gebildeten halte sich nur an diese. Es ist wahr, erst im Herbste prangt der Baum in seiner vollen Pracht, wenn seine Früchte zur Reife gediehen sind und zum Genusse einladen; aber es wäre doch eine häßliche Phantasie, sich diese Früchte in der Luft schwebend zu denken. Die Früchte haben den Baum mit Wurzel, Stamm, Aesten und Zweigen zu ihrer nothwendigen

Voraussetzung. Wie eine in der Luft schwebende Frucht kommt mir aber diese Moral vor ohne Dogma, ohne Glauben. Die Sitte muß doch eine Wurzel haben, auf der sie steht, einen Boden, in dem sie gedeiht, eine Anschauung muß ihr zum Grunde liegen, aus der sie entspringt. Die Sittlichkeit läßt sich nicht dekretiren weder auf einem Leipziger Konzil, noch in einem Sittenmandate, und auch die Polizei kann das Laster nur zurückdämmen, aber das Gute nicht befehlen. Der Mensch lebt wie er glaubt, und wer nichts glaubt, der führt gewiß auch ein nichtiges Leben, wie wer an die bösen Mächte glaubt, sein Leben auch dem Dienste dieser weiht. Man untergrabe im Volke nur den Glauben, man zerklüfte nur das Dogma, man kläre es nur immer mehr zum reinen Begriffsäther aus; — aber dann wähne man nicht, dieses Volk werde die Blößen seiner Gläubigkeit alsobald mit den Feigenblättern moderner sittlicher Gesinnung zudecken, und sich lammsgeduldig einem Gesetze unterwerfen, zu dem man die Glaubensstützen abgegraben hat. Und zuletzt wird der Mensch immer wieder an etwas glauben, wäre es auch nur an sich selbst, oder an die Vernichtung, die in jedem frisch aufgeworfenen Grabe dem, der sich von dem Glauben an das Jenseits aufklärungsmuthig losgerungen hat, entgegenstarrt.

Ein Minimum von Glauben will nun freilich auch Gervinus noch beibehalten. Das „vagste" christliche Bekenntniß soll alle Farben unter der einen blendend weißen der Toleranz vereinigen. Da dürfen wir doch wohl fragen: ob es mit einem solchen Dogma, das auf ein Minimum zurückgedrängt, nur das Vagste in sich enthält, ernstlich gemeint sei? ob dies nicht bloße An=

bequemung an die Macht der Gewohnheit, widerwillige Anerkennung eines historisch Gewordenen sei, dem man nicht auf einmal alle Möglichkeit des Fortbestandes absprechen darf? und ob nicht bereits der Zeitpunkt vorauszusehen sei, wo man auch diese letzte durchsichtige Hülle des reinen Moralbegriffes abstreifen werde, um in unverhüllter begriffsmäßiger Nacktheit sich der staunenden Mitwelt darzustellen? Ich bestreite gar nicht, daß eine allzugroße Häufung von dogmatischem Stoff unpraktisch, unnöthig sei; das Dogma soll möglichst einfach, körnig, zutreffend ausgedrückt sein; man soll die Gewissen mit keinem unfruchtbaren Gedankenballaste beladen. Aber daß es zur Vorzüglichkeit eines Glaubensbekenntnisses gehöre, möglichst vag zu sein, daß die hervorstechendste Eigenschaft desselben die sein müsse, alles Mögliche in sich unterbringen zu lassen, und wäre es auch das Widersprechendste: das ist mir allerdings neu vorgekommen. Und was soll am Ende überhaupt ein gemeinsames Bekenntniß nützen, wenn man es jedem Individuum oder jeder kleinern Gemeinschaft wieder überlassen will, es damit nach Belieben zu halten. Das ist allerdings „Individualismus"; das ist jene subjektive Zersetzung, die gegen jede objektive, geschichtlich gegebene Autorität als wider einen Gewissensstachel löckt, und sich nur dem eigenen Ich, der unbedingten Willkür des sich selbst bestimmenden Subjekts, unterwerfen will. Ob es aber im Interesse der Völker und Staaten, ob es im Interesse der deutschen Nation, zu der wir Schweizer unserer Mehrheit nach uns ebenfalls zählen dürfen, liege, den leuchtenden Feuerstrahl des Glaubens in hunderttausend kleine Lichtfünkchen zerstieben zu lassen, und sporadischen Johanniswürmchenschein für den

Lichtkern einer Zentralsonne zu gewinnen, das mögen diejenigen bedenken, welche durch den Deutschkatholizismus wie durch ein Pumpwerk in die schleichenden Arterien des Nationalkörpers neue Lebenskraft strömen wollen.

Die sogenannte rationelle Ansicht, der auch Gervinus als dem wahren Protestantismus huldigt, halte ich in der Einseitigkeit, wie sie hier auftritt, für unprotestantisch, für unvolksthümlich, im Grunde selbst für undeutsch. Sie ist übrigens gar nicht neu, nicht einmal eine Ausgeburt des achtzehnten Jahrhunderts. Sie ist eigentlich antik, nicht antik volksthümlich, sondern antik philosophisch, vornämlich aristotelisch. Mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften, zumal der humanistischen Studien, ist sie — was Gervinus, der große Kenner der Literaturgeschichte, hundertmal besser als ich weiß — wetterleuchtend dem Reformationszeitalter vorangegangen, vielleicht so, wie das achtzehnte Jahrhundert, mit seinen Nachläufern, den Deutschkatholiken und Lichtfreunden, einer nächstkünftigen Umgestaltung unserer Kirchenverhältnisse vorangeht. Sie hat vornämlich in Italien Blüthen und Früchte getrieben, aus ihr sind jene merkwürdigen unitarischen Systeme eines Tiziano und B. Ochino, später der Sozini hervorgegangen, und zugleich auch jener Unglaube, der das Christenthum im Mittelpunkte der christlichen Welt selbst in ein Possenspiel verwandelte. Auf diesem Standpunkte steht theilweise wenigstens Desiderius Erasmus, der, so lange es galt zu negieren, eine zermalmende Kraft wider die Hierarchie ausübte, aber den positiven Glaubensschwung Luthers so wenig verstand, daß er nichts als den Neuerer in ihm sah, der dem Papste an die dreifache Krone und den Mönchen an

die Bäuche greifen wolle. Diese rationelle Richtung ist so wenig neu, daß in neuester Zeit Karl Hagen sie als die wahre, vor drei Jahrhunderten schon da gewesene Reformation begrüßt, und Luthern das zum Hauptvorwurfe gemacht hat, daß er aus einem theologischen Reformator nicht ein humanistischer Aufklärer, aus einem Luther nicht ein Sebastian Franck geworden ist.

Alle diese Bestrebungen, das Dogma in sittliche Gesinnung zu verdünnen, und die Mystik der Religion in rationelle Begriffe auszudeuten, haben zwar ihren natürlichen Grund, sie sind so alt als die Religion selbst, sie werden zu allen Zeiten wiederkehren, sie haben auch ihre große Bedeutung in dem Läuterungsgange der ewigen Weltideen. Das Dogma in seiner abstrakt äußerlichen Form würde eingerostet zum unerquicklichen, tödtenden Buchstaben werden, wenn der Geist es nicht immer aufs Neue wieder belebte und erfrischte. Die geistige Welt will und muß körperlich, handgreiflich, sinnenfällig erscheinen; aber hinter der Erscheinung liegt das unsichtbare Land der Ideen, und das soll der Mensch nie vergessen. Auch wickeln die großen Thatsachen im Gebiete des Geistes sich nicht so gemächlich ab, wie der Faden von der Spindel. Die Gedanken jagen, treiben sich in Gegensätzen, und der goldene Wein der Wahrheit perlt nicht rein im Glase des Forschers, wenn er nicht vorher in in dunkelm gährendem Drange geschäumt hat. Wir wollen auch nicht im Denken und Glauben jene Grabesruhe wieder heraufbeschwören, die nicht einmal durch das leise Flüstern eigener Prüfung gestört sein will. Aber führte die ausschließliche Herrschaft der rationellen Ansicht nicht auch zur Grabesruhe?

Hat der Rationalismus nicht auch seine Päpste gehabt und papierne Scheiterhaufen genug errichtet, auf denen zwar nicht die Schriftsteller, aber doch ihre Schriften hingerichtet wurden? Und wer fand Gnade vor dem Schöppenstuhle der heiligen Hermandad der alleinseligmachenden Vernunft?

Etwas vom Glauben will, wie gesagt, auch Gervinus noch retten, und zwar scheint sein Glaubensbekenntniß auf einen allgemeinen Vernunftdeismus sich beschränken zu wollen. „Wir sind der Erbsündenangst, sagt er, entronnen, die wie die Gespensterfurcht nur die Frucht einer abergläubischen Religionslehre war; und für die schlichte Bildung eines natürlichen Menschen hat die bloße Hinweisung auf den großen Gott, der sich an der breiten Schöpfung der Natur auch dem stumpfesten Sinne, der dem feinen organisirten Geiste sich in den Verschlingungen des innern Lebens offenbart, eben so viel, ja wohl selbst mehr Positives und Handgreifliches, als der Glaube an eine Vermittlung und Versühnung haben kann." Die Offenheit und Ehrlichkeit, mit der Gervinus hier über die Kirchenlehre den Stab bricht, ist immer anzuerkennen. Die Kirchenlehre ist ihm Aberglaube, die Erbsündenangst Gespensterfurcht und die Hinweisung auf den großen Gott in der großen Natur und in der Geschichte soll den Glauben an jenen heiligen Gott ersetzen, der sich in Jesu Christo geoffenbart hat. Der protestantische Geistliche mithin, welcher der neuen Reformation seine Huldigung darbringen wollte, müßte zu gleicher Zeit seinen Glauben an die Kirchenlehre abschwören, vor allem seinen Glauben an die so wesentlichen Dogmen des natürlichen Verderbnisses und der Versöhnung mit Gott durch

Jesum Christum, den Gottmenschen. Er müßte Jesum Christum zum Aufklärer stempeln, den Vernunftgott an der Stelle des Bibelgottes anbeten oder auch nicht anbeten, und vielleicht dürfte er auch noch von einer Unsterblichkeit peroriren, deren Vorstellung auf die Thränenfistel ästhetisch gebildeter Frauen wirkt, die aber von keiner Auferstehung etwas weiß und dem im Tode brechenden Herzen in ein gehaltloses Nebelbild der schwärmenden Phantasie zerrinnt. Daß nun aber der protestantische Geistliche sich zweimal besinnt, ehe er seinen alten Glauben, der von den Strebepfeilern jahrhundertelanger Forschung und Erfahrung getragen ist, der ihn selbst schon in Noth und Schmerz hundertmal getragen hat, an den Neuglauben eines zweitägigen Leipziger Konzils, das mit „des Teufels Antheil" im Theater schloß, hingiebt: das sollte man unter diesen Umständen doch wohl verständig und pflichtgetreu finden?

Ueberhaupt, wie der Mensch glaubt, so ist er: ich muß diesen Satz wiederholen. Starke Glaubensüberzeugungen machen starke Menschen; aus großen religiösen Anschauungen werden große Thatsachen geboren. Es ist gar nicht so schwer, ein Dogma abgeschmackt zu finden. Ich erinnere mich noch wohl der Zeit, wo ich selbst, durch jugendlichen Uebermuth verleitet, dieses oder jenes Dogma in der Kirchenlehre nicht einmal mehr der Beachtung werth fand, und gerade in der augustinischen Lehre von der Erbsünde eine Schändung der Menschenwürde erblickte. Wenn ich jetzt anders hierüber denke, so verdanke ich dies gründlicherer Durchdringung des kirchlichen Dogmas und reiferer Erkenntniß des menschlichen Herzens. Es ist gar nicht gleichgültig, ob man an die Erbsünde — ich schließe natürlich

die krasse Auffassung eines Flacius aus — glaubt oder nicht. Wer an eine angeborne, durch keine Künste der Erziehung zu überwindende, Sündhaftigkeit seines eigenen Herzens glaubt, wird ein ganz anderer Mensch sein, und eine ganz andere sittliche Gesinnung haben, als wer im Hochgefühle seiner angebornen Menschenwürde sein natürliches Ich zur Gottähnlichkeit aufspreizt. Jener Glaube wird die Demuth, dieser den Hochmuth begünstigen; jener wird den Menschen mit seinem natürlichen Ich, mit seiner angebornen Selbstsucht und Lüsternheit, unzufrieden, dieser sehr leicht zufrieden machen. Ich weiß wohl, daß Göthe einmal sagt, nur die Lumpen seien bescheiden, und daß Diesterweg noch im Laufe des vorigen Jahres erklärt hat, unsere Zeit sei über die Demuth hinausgeschritten und bedürfe nur noch des Muthes. Ich weiß auch, daß es unserer Zeit an Hochmuth nirgends fehlt und zumal der Jugend nicht an Selbstüberschätzung. Das scheint mir aber auch nicht mehr christliche Moral zu sein, und es welkt mit dem Dogma dessen Frucht. Eben so wird, wer an Jesum Christum als den Vermittler zwischen Menschen und Gott, den Versöhner für unsere Sünden, den wahrhaftigen Gottmenschen, glaubt, ein ganz anderer Mensch sein, als wer in ihm nur einen hoch begabten Aufklärling, einen unserer Zeit um achtzehn Jahrhunderte vorangeeilten Lichtfreund erblickt. Jener, der wahrhaftig glaubt, daß Gott um seinetwillen Mensch geworden ist, wird einen ganz andern Begriff von der göttlichen Liebe in sich tragen, als dieser, der in Christo nicht Gott, sondern nur sein besseres Ich gegenwärtig sieht, einen Menschen, den er sich freilich religiös um einige Nummern höher begabt denkt

als sich selbst, einen Menschen aber auch, von dem es ganz zufällig wäre, wenn er in der Reihe der religiös Begabten gleich als der Begabteste aufgetreten sein sollte, ja der vom menschlichen Standpunkte aus zuletzt doch noch mit manchen jüdischen Irrthümern und Vorurtheilen behaftet sein konnte. Wer in Christo Alles von Gott nimmt und nichts als Gnade in ihm sieht, wird ein ganz anderer Mensch sein, als wer Alles in sich findet, aus sich methodisch herausbildet und entwickelt, und sein eigenes Verdienst von Jugend an beweihräuchern lernt. Warum fehlt es denn unserer Zeit so sehr an Charaktern, an Hingebung, an Anspruchslosigkeit, an Seelengröße, an Selbstverläugnung? Muß nicht Gervinus selbst auf die bedrohlich steigende Fluth des Materialismus hindeuten, und ist jener Individualismus, den er als den auszeichnenden Charakter der neuern Bildung gegen die alte hervorhebt, nicht verwandt mit dem Egoismus, der seine Spitzen überall gegen das Allgemeine herauskehrt und die subjektive B e r e ch t i g u n g gegen das objektive R e ch t vordringlich geltend macht.

Und ist es gleichgültig, ob ein Mensch an die Auferstehung des Leibes, oder an jene abstrakte Unsterblichkeit glaube, die das Ich in ein Allgemeines auflöst und ihm jede spezifische Bedeutung raubt? Ich rede nicht von vornehmen Schlemmern, die sprechen: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt;“ man darf aber nur in die untern Schichten des Volkslebens hinabsteigen und sehen, was aus dem gemeinen Manne wird, wenn er glaubt, es gehe ihm wie dem Hunde im Tode. Und ist es gleichgültig, ob einer an eine ewige Vergeltung glaube, oder ob er sich mit jener moralisch verdünnten Ver-

geltungslehre genügen lasse, wornach sich im Selbstbewußtsein alles Böse straft und alles Gute belohnt? Wo ist denn ächtes Gefühl von Menschenwürde, da wo man wie ein Hund begraben wird, oder da wo man des Trostes lebt, abzuscheiden und bei Christo zu sein? Da, wo man, wenn der Arme auf seinem Strohe verfault, denken kann, das sittliche Bewußtsein ist seine Vergeltung; und wo, wenn man den Reichen bis an seinen Tod herrlich und in Freuden schwelgen sieht, darauf hingewiesen ist, das sittliche Bewußtsein, das ihm vielleicht ganz fehlte, als seinen Rachegeist vorauszusetzen: oder da, wo man den frommen Armen in Abrahams Schooß, und den reichen Schwelger von den Gewissensflammen der ewigen Gerechtigkeit verzehrt sieht? Man glaube doch ja nicht, mit Verdünnung und Aetherisirung des sinnlich-kräftigen Dogmas sei dem Volke gedient; glaube ja nicht, das würde unsere Kirchen wieder füllen und das Ansehen der Geistlichen erhöhen, wenn sie an der Stelle der alten Bibel und der auf ihr ruhenden und in ihr wurzelnden, wenn auch der Fortentwicklung fähigen und bedürftigen, Symbole, den kategorischen Imperativ ihren Predigten zu Grunde legten, und nur mit dem moralischen Gesetzeshammer die ohnehin schon oft verwundeten Herzen in Scherben schlügen. Das hieße schön, das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen!

Es ist sonnenklar und muß jedem bei tieferer Ergründung in die Augen springen, daß die moralische Ansicht durchaus von der dogmatischen, daß die Sittlichkeit vom Glauben abhängig ist, und der alte Meister Göthe hätte hier seinen Schüler eines Bessern belehren können mit jenem tiefsinnigen Wort: „Das

eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens." Wäre Gervinus in seiner Schrift von der richtigen Einsicht in das Wesen des Dogmas, von dem naturgemäßen Verhältniß des Glaubens zur Sittlichkeit ausgegangen, so hätte er niemals so wegwerfend über das Dogma urtheilen, niemals die protestantischen Geistlichen deshalb tadeln können, daß sie sich nicht auf die einseitig rationelle oder moralische Ansicht zurückziehen. Er hätte wohl dieser Geistlichkeit es zum Vorwurfe machen können, daß einzelne Glieder derselben das Dogma hie und da vielleicht zu äußerlich, zu kalt, zu steif, zu trocken fassen, zu wenig befruchten, nicht genug auf seinen Kern dringen, es mithin auch zu wenig verstehen; aber daß sie es nicht wegwerfen, das hätte er an ihnen nur loben sollen. Es liegt ein unbestreitbarer Trugschluß dem Grundgedanken von Gervinus zu Grunde, daß die christliche Moral sich erhalten, ja gar noch läutern werde ohne das christliche Dogma. Wie Sonne und Lichtstrahl, wie Wurzel und Stamm, wie Feuerstein und Feuer, wie Gedanke und Wort hangen Glaube und Moral zusammen, und es kann in einem Glaubenssysteme gar keine Veränderung vorgenommen werden, ohne daß auch das Moralsystem sich veränderte, wie denn auch der Protestantismus eine ganz andere sittliche Anschauung, als der römische Katholizismus bis auf den heutigen Tag zeigt, zu Tage gefördert hat.

Es heißt darum der protestantischen Geistlichkeit nicht gut rathen, daß sie den Reichthum und die Fülle ihrer dogmatischen

Entwicklung an ein Paar dürftige Moralbegriffe abgeben soll, die als leere Begriffe weder Haut, noch Fleisch, noch Gebein haben, und den Leuten höchstens angepredigt werden könnten. Der protestantische Geistliche ist Gottlob! noch etwas mehr als „Volkslehrer" nach Ronge. Er ist Verwalter der ewigen Geheimnisse Gottes, die kein Konzil gemacht, sondern die Gott der Welt geoffenbart hat; er ist ein Sprachrohr des heiligen Mundes Gottes, der nicht nur in der Natur Sonnen- und Mondschein macht, oder in der Weltgeschichte Weltgericht hält, sondern der in seinem eingebornen Sohne als Licht, Leben, Wort und Geist der Welt erschienen ist voller Gnade und Wahrheit. In dies Geheimniß sich zu vertiefen, vor dem nicht nur das gemeine Volk anbeten und schweigen, vor dem auch gebildete Geister sich beugen sollen — denn der Geist aller Geister hat es als das wunderbare Liebesnetz ewiger Weisheit von Anfang an um alle sterblichen Geister gewoben — das sollte doch keine so gar verächtliche Arbeit und immer eine eben so schöne Aufgabe sein, als dem Füllhorn des Dogmas einige leichte Dosen Moral abzunehmen und damit im Gewande neuer Religionsstifterei aufzutreten.

Nichts erschwert aber eine ächte Kirchenreform in unserer Zeit so sehr, als daß Männer von Edelsinn, Charaktertüchtigkeit und entschieden gutem Willen, wie Gervinus, über solche Hauptpunkte nicht im Klaren sind. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren werden? Wir glauben es als ein unveräußerliches Axiom aussprechen zu dürfen, daß ächt religiöse ins Volksleben eingreifende Reformen zuerst mit dem Dogma, wenn dieses nämlich der Reform bedarf, vorgenom-

men werden müssen. Hierunter denken wir uns freilich keine theologischen Experimente oder kirchenpolizeilichen Kunststücke. Der Einzelne kann ein Dogma weder machen, noch verändern. Erst wenn sich im Volksgeiste eine neue Anschauung desselben gebildet hat, erst dann können die Repräsentanten dieses Geistes nach dem entsprechenden Ausdruck dafür ringen. Unstreitig hat das Zeitalter der Reformation das uralte christliche Dogma anders angeschaut als das in dogmatische Erstarrung gerathene Mittelalter; unstreitig ist dieser Läuterungsprozeß des Dogmas noch nicht zu Ende, vielmehr hat gerade unsere Zeit noch Manches weiter zu führen und zu vollenden, was im Reformationszeitalter in Fluß und Gährung war, aber durch die bald nachher eintretende theologische Reaktion niedergehalten ward. Das anerkennt wenigstens ein großer Theil der protestantischen Geistlichkeit; der umsichtigere, gebildetere Theil derselben ist gewiß Reformen in der dogmatischen Anschauung, so fern sich dieselben wissenschaftlich rechtfertigen, nicht abhold, und wird der Wahrheit, die uns allein im Stande ist frei zu machen, nie den Rücken kehren. Allein, um das Dogma zu läutern, muß man dasselbe nicht verachten, so wenig als man den Diamant, um ihn zu schleifen, wegwirft. Soll nun die protestantische Geistlichkeit den schweren mühsamen Läuterungsprozeß, in welchem das Dogma sich befindet, in seiner Entwicklung hemmen, und sich denen in die Arme werfen, die sichs mit dem Dogma dadurch bequem machen, daß sie keine Notiz davon nehmen? Soll sie die tiefsinnige Arbeit geistiger Durchdringung feige aufopfern, weil aus dem Heerlager von drüben ihr zugerufen wird: dessen bedürfe man nicht? So leicht hätten wir es wahrhaftig schon lange haben

können; man brauchte ja nur eine dreihundertjährige theologische Entwicklung mit dem nassen Schwamme der Aufklärung durchzuwischen und mit dem Steckenpferde des gesunden Menschenverstandes, der jedem Menschen als Mitgift in die Welt gegeben wird, in die neue Religionsära einzuziehen. Da könnte man zuletzt auch die Universitätsstudien, worauf Gervinus einmal hindeutet, erübrigen und in einem Handbuch für „zeitgemäße Moral" den Dampfwagengenuß eilfertiger sittlicher Vollendung sich verschaffen.

Für einmal aber wird die protestantische Dogmatik sammt Erbsünde und Versühnung und jenem Glauben, der sich seiner Werke nicht rühmt, nicht so bald vor dem Zeitbewußtsein der rationellen sittlichen Gesinnung das Feld räumen, es müßte denn, wenigstens für den Augenblick möglich sein, naturgemäße Zustände in ihr Gegentheil zu verkehren, und Früchte von einem Baume zu pflücken, dem man vorher die Wurzeln abgeschnitten hat.

II.

Der irrige Standpunkt, den Gervinus in seiner Schrift einnimmt, scheint mir aber auch damit zusammenzuhängen, daß er *nirgends eine bestimmte Grenze zwischen Philosophie und Theologie gezogen hat*. Würde Gervinus eine solche Grenze ziehen, jede dieser beiden geistigen Weltmächte in ihrer Selbstständigkeit anerkennen: dann müßte er auch die protestantischen Theologen ganz anders beurtheilen, wenn sie dem Deutschkatholizismus ihren unbedingten Beifall versagen. Der Gegensatz von Philosophie und Theologie ist

wohl so alt als der von Denken und Glauben. Ein philosophischer Glaube und eine gläubige Philosophie gehören noch immer zu den Dingen, auf die wir warten. Im Reformationszeitalter haben die Reformatoren die Naturnothwendigkeit dieses Gegensatzes scharf erkannt, und sich gegen alle Einmischung der Philosophie in Glaubensartikel entschieden erklärt. Der Protestantismus hat die Theologie recht eigentlich von den Fesseln der Philosophie emanzipirt, und ihr die verlorene Selbstständigkeit einer freien, sich aus sich selbst bestimmenden, Wissenschaft zurückgegeben. Ich will nicht loben, daß die Philosophie dabei zu kurz kam, daß sie allmälig in die theologische Fessel verstrickt wurde, daß sie zuletzt ihre Selbstständigkeit an die Theologie eben so sehr verlor als vorher die Theologie die ihrige an sie verloren hatte. Aber jedenfalls ist nichts unprotestantischer und nichts unrichtiger, als zu behaupten, der Protestantismus sei seinem Wesen nach eine sogenannte philosophische Religion.

Werfen wir einen Blick auf den Deutschkatholizismus, so ist unverkennbar, daß er weit mehr von der Zeitphilosophie als von der alten Bibelreligion, auf welche der Protestantismus zurückging, in sich hat. Er ist ein Wiederschein der aufgeklärten philosophischen Weltansicht des achtzehnten Jahrhunderts, ein spätes Echo der mächtigen Worte, welche die literarischen Heroen des verflossenen Jahrhunderts nicht im Namen der Religion, sondern der Humanität in das deutsche Vaterland hinausgesprochen haben. Fern sei es von mir, das herrliche Wirken jener Männer zu verkennen und ihrem Genius auf literarischem Gebiete die Huldigung zu entziehen, die er heute um so

mehr verdient, je weniger wir ihm Aehnliches nachzuthun im Stande sind. Aber ihr Standpunkt war nicht der religiöse, und sie waren so wenig Reformatoren im religiösen Sinne des Worts, so wenig die Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts dies waren. Sie waren Aufklärer in der schönsten, edelsten Weise, sie haben den Geschmack gereinigt, Schutt und Unrath weggeräumt und den verschütteten Tempel der Kunst in Deutschland wieder eingerichtet. Gegen das Dogma verhielten sie sich polemisch, auch Herder nicht ganz ausgenommen. Mit ihrem Schönheitssinn begriffen sie seinen unschönen Tiefsinn nicht; es war überdies in der eisigen Atmosphäre theologischer Sophisten eiskalt geworden, es trieb keine grünen Lebensreiser mehr, und Pastor Göze war am allerwenigsten der Mann, um ihm Geist und Leben einzuhauchen; ja die gelehrtesten Theologen der Zeit hatten selbst die Axt an den Baum gelegt und durchschnitten leise unten die Rinde, während aus den Höhen der schöngeistigen Literatur die sengenden Blitze eines Lessing und Herder niederfuhren. Es wäre eitle Kurzsichtigkeit, das bedauern, darüber seufzen zu wollen. Gewitter befruchten den Boden und düngen das Feld. Aber mir will es wenigstens irrig scheinen, Männer für theologische Reformatoren zu halten, die die Theologie einseitig negiren; mir kömmt es eher vor, als habe jenes Bestreben, an die Stelle der religiösen Mächte die literarischen und humanistischen zu setzen, eine alle Grundlagen unsers Volkslebens erschütternde geistige Revolution eingeleitet, und ich habe immer die Revolution für die Todeswunde der Reform gehalten.

Wenn ich den Bestrebungen der großen Literaten des vorigen Jahrhunderts eine rein humanistische Tendenz unterlege, so

will ich damit sagen, sie seien nirgends auf den letzten absoluten Grund der Dinge, sondern auf das rein Menschliche zurückgegangen, das aber zugleich in der beschränkten Form des endlichen Lebens erscheint. Gerade darum ist es das Schöne, weil es in der Beschränkung Maß und Bestimmtheit gewinnt. Es ist auffallend, wie sich dieses Streben, jedem Dinge ein Maß zu geben und den Eimer der Endlichkeit vor allem Ueberschäumen zu bewahren, auch in der kritischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts überwiegende Geltung verschafft. Was ist die Kantische Philosophie, diese Philosophie des gesunden Menschenverstandes und der menschlichen Selbstbeschränkung, anders als ein konsequent durchgeführter Versuch, das Erkenntnißvermögen auf sein Maß zurückzuführen, den Menschen bei sich selbst zurückzuhalten und ihm jeden Aufflug in das Wunderland des Jenseits grundsätzlich zu verleiden? Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ist praktische Philosophie; die Philosophie Theorie der Literatur; beide Gebiete bedingen, durchdringen sich gegenseitig.

Die Philosophie, die so oft in früheren Jahrhunderten der Theologie die Bruderhand gereicht, vor noch nicht langer Zeit ihr die Schleppen getragen hatte, hatte sich nicht nur mit überraschender Schnelligkeit emanzipirt, sie hatte vielmehr mit der Theologie einen Kampf auf Leben und Tod unternommen. Der große Philosoph von Königsberg konnte ein schalkhaftes Lächeln nicht unterdrücken, wenn er etwa sagte, er wolle die Offenbarungsreligion nicht geradezu läugnen, er sei nur der Meinung, daß die Vernunftreligion ganz dasselbe enthalte, was an jener wahr sei. Damit

war ja unumwunden die Vernunft zum Kanon jener sogenannten Offenbarung gemacht, oder vielmehr die Offenbarung hatte ihr Maß an dem vernünftigen Denken. Wozu unter diesen Umständen aber noch der beschwerliche Umweg, sich erst mit dem Ballaste der in der Bibel geoffenbarten Wahrheiten zu befrachten, um diese nachher in der Vernunftretorte zu filtriren und in sublimen Vernunftspiritus zu verwandeln. Warum nicht lieber fort mit dem alten Buche, das, wie Kant z. B. in seiner Schrift vom „Streit der Fakultäten" so einleuchtend auseinandersetzt, gerade seinem *wesentlichen* Inhalte nach, in allem was zum Geschichtsglauben gehört, nichts enthält, „was an sich selbst zum ewigen Leben erforderlich wäre" ? Die Theologie über diese Kühnheit der Philosophie erschrocken, muthlos, von ihren ersten Repräsentanten verlassen und verrathen, wußte in ihrer Rathlosigkeit nichts Besseres zu thun, als dem mächtigen Feinde sich auf Gnade und Ungnade auszuliefern. Das ist die Theologie des Rationalismus. Der Rationalismus ist ein *Ueberläufer* von der Theologie zu der Philosophie, er hat aufgehört eigentliche Theologie zu sein; er ist weiter nichts als populäre praktische Philosophie.

Seit jener Zeit hat sich die Theologie wieder ermannt und großentheils die unwürdigen Fesseln abgeworfen, die sie nur durch ihre eigene Schuld so lange getragen hat. Von diesem Bedürfnisse, die theologische Wissenschaft als eine selbstständige wieder zu gewinnen, ist der denkendere gebildetere Theil der protestantischen Geistlichkeit jetzt tief durchdrungen. Nenne man das Reaktion, nenne man es Rückschritt! Es ist die Reaktion des Gefangenen, der wieder Freiheitsluft athmen will und der

ein Recht dazu hat, weil man ihn widerrechtlich gefangen hielt; es ist der Rückschritt zum ursprünglichen, naturgemäßen Standpunkte; es ist im Grunde also ein Fortschritt. Die Philosophie sei frei und bewege sich in ihren Kreisen ohne alle von außen kommende Hemmung oder Beschränkung; aber sie maße sich nicht länger an, die Theologie niederzuhalten, sie ihren Denkgesetzen auch da unterwerfen zu wollen, wo es sich nicht mehr um endlichen, sondern ewigen Gedankeninhalt handelt. Was die Philosophie früher mit so viel Berechtigung für sich forderte, was ihr von der Theologie so lange widerrechtlich verweigert wurde: das vorenthalte sie jetzt der letztern nicht —; es soll Freiheit sein unbedingt und für beide Theile.

Wenn Gervinus diesem Bestreben der Theologie, von den Fesseln der Philosophie sich loszumachen, seine Anerkennung nicht völlig zu versagen, billig genug denkt, wenn er nicht Freiheit für die Philosophie und Knechtschaft für die Theologie, sondern gleiches Recht für beide will: so wird er auch die protestantische Geistlichkeit milder, als dies in seinem Schriftchen geschah, beurtheilen, wenn sie den Deutschkatholizismus mit einiger Kälte aufnimmt.

Man stelle sich die Sache vor, wie sie ist, ohne Vorurtheile, ohne Widerwillen. Man bedenke: In dem Augenblicke, in dem die protestantische Geistlichkeit einen naturgemäßen Befreiungskampf von dem Philosophenjoche kämpft, in dem die Theologie wieder anfängt eine Wissenschaft zu werden, in dem sie alle ihre Kräfte dahin vereinigt, den Tiefsinn des Glaubens mit der Klarheit des Denkens zu durchdringen — in diesem Augenblicke ruft man uns zu und zwar von einer Seite, auf welcher von theo-

logischer Denkarbeit gar nicht die Rede sein kann, auf welcher vom Christenthume nichts als ein ziemlich oberflächlicher Moralkultus übrig geblieben ist: „Wir brauchen keine Theologie, wir brauchen nur Humanität und nichts als Humanität!“ Was die Theologie wie die Kirche gleichermaßen lange verwirrt hat, was wir endlich überwunden haben, wovon wir überzeugt sind, daß es uns mit dem besten Willen nicht aufhelfen, die religiösen Probleme der Zeit nicht lösen kann — das sollten wir plötzlich als unser Heil preisen, zum Losungsworte unserer Katheder- und Kanzelvorträge machen, oder gar als das Ei des Kolumbus anstaunen? Da brauchen wir ja gar nicht nach Schlesien zu gehen, wir brauchen nur die kritische Predigerbibliothek zur Hand zu nehmen, wo dasselbe Heil, das dort in mühsam stylisirten Broschüren träufelt, in vollen Röhren bändeweis, in mächtigen Ergüssen hochgestellter Beredsamkeit, strömt. Was man in der Nähe haben kann, muß man aber nie so weit herholen. Ja wir könnten dieses Licht auch an den Diogeneslaternen der Lichtfreunde anzünden, die gewiß den thörichten Jungfrauen, die auf den himmlischen Bräutigam warten, gern von dem Krame ihres Weisheitsöles mittheilen würden.

Damit wollen wir jene ehrlichen Männer gar nicht tadeln, die von einem natürlichen Eckel an dem Trierer Rockwunder übermannt, einer Kirche den Rücken kehrten, die solche Wunder anordnet. Jener Brief an den Bischof Arnoldi ist zwar weder erhaben an Styl noch an Inhalt, aber der natürliche Ausdruck des gemißhandelten gesunden Menschenverstandes. Die beiden Extreme der Zeit sind da recht auf einander getroffen. Ob aber der Abscheu vor dem Trierer Rock religionsstiftender Natur

sei, das ist freilich eine andere Frage. Mit dem bloßen Abscheu vor dem Papstthume hätte Luther dasselbe schwerlich gestürzt, wäre er schwerlich der Gründer einer neuen kirchlichen Zukunft für Deutschland geworden. Ja uns will dünken, wenn dieser Widerwille gegen hierarchische Anmaßung hinreichte, dem Papstthume den Todesstoß zu geben, so hätte dies viel früher geschehen müssen. Derselbe war niemals verbreiteter, als im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, niemals hatte er die mittlern Kreise der Gesellschaft gleichmäßiger durchdrungen, niemals war er in populären Schriften, selbst Predigten und Andachtsbüchern, katholischerseits stärker hervorgetreten. Gervinus selbst sieht nicht in Ronge, Theiner, Dowiat die ächten Reformatoren. Die Heroen der deutschen Literatur sind ihm diese. „Es wandte sich, sagt er, der protestantische Geist in Luthers Sinne (??) gegen Luthers eigenes Wort, und es haben uns die Lessing und Herder auf einen hellern, freiern Standort des religiösen Lebens geführt, auf dem zu weilen für uns gut ist. Dies sind in der That die Reformatoren dieser heutigen Reformation; dies sind die großen Männer, die man vermißt, und die in den Tiefen ihres Geistes jenes Leben vorgelebt haben, das die Nation nachzuleben seitdem nicht unterlassen hat. — Es haben sich die Göthe und Schiller, die Voß und Jean Paul, die Winkelmann und Wieland, die Forster und Lichtenberg alle den Schranken des dogmatischen Christenthums entledigt; ihrem Beispiele ist in dem gebildeten Theile der Nation jeder nach seinem Vermögen nachgefolgt. — Auf dem Standpunkte dieser Männer stehen wir durchschnittlich betrachtet noch immer, und es kommen

die kleinen Fluktuationen der Restaurationszeit und der theologischen Doktrinen gegen den ganzen Strich der Sitte und der Geistesbildung der Nation nicht in Betracht. — Gewiß, nur wer auf diesem Grunde baut, baut auf des Volkes Natur und Geist, seiner Kultur und Geschichte; nur er wird einen soliden Bau auf die Dauer errichten."

Also haben wir die Reformatoren schon gehabt; das eigentliche Reformationszeitalter ist bereits vorübergegangen; es sind nur die Schemen jener Geister, die heute unter uns wandeln. Nun könnte man aber schon zum Voraus urtheilen, daß was der Mann nicht vermag, auch sein Schatten nicht vermag, und wenn auch dieser Schatten so außerordentliche Dinge anzurichten im Stande wäre, wie der weiland Peter Schlemihls.

Gervinus hat in seinem Schriftchen nirgends behauptet, daß die neuen Reformatoren bis dahin irgend einen wesentlich neuen Satz ausgesprochen, daß sie irgend eine Idee vorgebracht, die sich bei Schiller, Göthe, vielleicht auch Börne und Gutzkow nicht besser, treffender, eindringlicher vorgebracht fände. Er hat nirgends behauptet, daß überhaupt nur ein wahrhaft großer und durch Geist und Charakterkraft hervorragender Mann der Bewegung sich bemächtigt, ihr den Stempel seiner Genialität aufgedrückt habe. Er glaubt aber auch die Bewegung bedürfe, um sich in der Nation Geltung zu verschaffen, keines großen Mannes. Man hört diese Versicherung in unsern Tagen öfters: nicht mehr durch einzelne hervorragende Größen, sondern durch die Masse, die gesammte öffentliche Meinung, führe der Weltgeist nunmehr seine Weltzwecke aus. Mir kommt eine solche Behauptung immer wie eine in der Verlegenheit hergestammelte

Impotenzerklärung unserer sich sonst so groß dünkenden Zeit vor. Weil die großen Männer mangeln, so meint man ihrer erübrigen zu können; als ob hunderttausend Wachskerzen sich in eine Sonne addiren ließen. Man weise mir aus der Geschichte ein großes Ereigniß auf, das nicht durch einen oder mehrere große Männer zu Stande gekommen wäre, das seinen Ursprung nicht in einem leuchtenden Jupitershaupte gefunden hätte. Das gebe ich gern zu, daß große Männer nicht die Zeit machen, sondern die Zeit macht große Männer, oder vielmehr große Zeiten und große Männer machen sich wechselsweise. Am allerwenigsten aber sind jemals neue Religionen durch das bloße Organ der öffentlichen Meinung ins Leben gerufen worden. Nirgends kommt es mehr als bei religiösen Umwälzungen auf die Person des Religionsstifters an. Je mehr die religiöse Anschauung das innerste Gemüthsleben des Individuums bedingt: desto mehr will sie auch selbst durch ein großes Individuum zu Tage gefördert sein. Ueberhaupt wer auf das Volk wirken will, wird dies nie durch Begriffe und Regeln vermögen. Wie der Schiffer auf dem Meere sich nicht durch die Theorie der Schifffahrtskunst, sondern durch ein Sternbild oder den Kompaß leiten läßt, so richtet sich auch das Volksgemüth in seinen höchsten Angelegenheiten nach persönlichen, leuchtenden Vorbildern, und es ist nicht nur Zufall, sondern ein im Volksleben tief begründetes Bedürfniß, wenn den meisten Religionsstiftern göttliche Verehrung erwiesen wird. Wer den Funken der Gottheit aus der Brust Anderer hervorlocken und zur Flamme anfachen will, der soll diese Flamme rein und warm im eigenen Herzen tragen. Und hier führt uns nun unser Gegenstand von selbst auf einen durch-

greifenden Gegensatz zwischen Philosophie und Theologie, den Gervinus in seiner Schrift nirgends auch nur mit einem Worte berührt hat.

Das ganze achtzehnte Jahrhundert stellt nämlich, wie schon bemerkt, den Rückgang des Selbstbewußtseins auf das rein Menschliche, Ursprüngliche, dar. Das ist das große Verdienst, aber auch die große Schwäche dieses Jahrhunderts. Rein Ursprüngliches gibt es eigentlich in der Welt gar nicht. Alles ist durch den künstlichen Prozeß der Geschichte hindurchgegangen und hat auf diesem Wege eigenthümliche Gestalt gewonnen. Unsere Kirchen, unsere Staaten, unsere Schulen, unsere Sitten, unsere häuslichen Einrichtungen, unsere geselligen Zustände bis hinab auf unsere Höflichkeitsformen sind Kunstprodukte der geschichtlichen Entwicklung. Allerdings sind auch unsere Irrthümer und Vorurtheile, unsere Gebrechen und Laster geschichtlicher Natur, und wir verdanken der Geschichte nicht nur die Blüthen und Früchte des Glaubens, sondern auch die Dornen und Disteln des Aberglaubens und religiöser Verfinsterung. Geschichtlich ist auch die Theologie, wie jede Wissenschaft, etwas Gewordenes, künstlich Erzeugtes, mannigfach Zusammengesetztes, darum auch mit Fehlern und Mängeln behaftet. Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner überwiegend philosophischen Bildung, als hätte es nur die dunkeln Rostflecken an der Geschichte, nur die giftigen Eiterbeulen gesehen, die von Zeit zu Zeit an ihrem Riesenleibe aufbrechen, machte den Versuch, alles Historische wie ein tödtendes Nessusgewand von der nackten, ursprünglichen Wahrheit abzustreifen, die Zeit philosophisch wiederzugebären, den Naturstaat, die Naturreligion, den Naturmenschen, und sollte

er auch, mit Rousseau, auf allen Vieren gehen, wiederherzustellen. Es machte den Versuch: wie hätte er aber gelingen mögen! An das Eichelnessen in den deutschen Urwäldern dachte ja doch im Ernste Niemand. Wie der historisch gewordene Staat, so ward auch die historisch gewordene Religion als etwas künstlich Erzeugtes verworfen. Und wir behaupten: das war nicht mehr Protestantismus, man müßte denn unter diesem Ausdrucke das Protestiren gegen alles Gewordene verstehen; das war auch nicht, wie Gervinus meint, im Sinne Luthers, dessen gesund deutschem Gemüthe eine „Religion an und für sich" wie ein hölzernes Schüreisen vorgekommen wäre, der eine Religion wollte, wie sie Gott hatte wachsen lassen in der einzigen weltgeschichtlichen Erscheinung Jesu Christi, und in der Gemeinschaft aller Gläubigen und in Christo Jesu Geheiligten. Er, dem schon Carlstadt und Zwingli Schwarmgeister waren, weil sie das Abendmahl gewissermaßen in ein „Abendmahl an sich" verwandelt hatten, würde noch viel derbere Schwarmgeister an die austheilen, die ihm den Herrn Christum selbst zum „Religionsstifter an sich" gemacht, und den Versöhner und Seligmacher der Welt in einen mondscheinumflimmerten Lichtfreund ausgeklärt hätten.

Geist und Schrift, Vernunft und Christus: das ließe sich wohl noch hören. Aber die Gegensätze haben sich, in Folge der geistigen Umwälzung des achtzehnten Jahrhunderts, so gespannt, daß es jetzt heißt: Geist oder Schrift, Vernunft oder Christus. Und wenn wir uns nicht vollkommen irren, so haben die hauptsächlichsten Wortführer des Deutschkatholizismus sich allmälig unter die Fahne des Geistes ohne Schrift, und der Vernunft

ohne Christus gestellt; denn daß sie für Bibel und Christus in die Schranken treten, das haben sie nirgends bewiesen, wohl aber haben sie den Mund von Geist und Vernunft ziemlich voll genommen. Sie haben sich aus der Beschränkung der positiven Religionen geflüchtet, sie wollen von der Theologie des Protestantismus eben so wenig, als von der Hierarchie des Katholizismus wissen; jene Religion an sich, jene Allerweltsreligion, die erst seit dem achtzehnten Jahrhundert eine Geschichte hat, aber so wie sie anfangen wollte, geschichtlich zu werden, ein unerträgliches ausschließliches System geworden ist — diese scheint für einmal die Religion der Deutschkatholiken werden zu wollen.

Die christliche Kirche ist aber — und darin stimmt wohl die große Mehrheit der protestantischen Geistlichen überein — nicht aus einem Vernunftschlusse hervorgegangen, sondern aus einem gottmenschlichen Leben, sie ist nicht das Produkt verständiger Begriffe über die Religion, sondern das Produkt einer Person, welche durch die Kraft ihrer Begabung und die Fülle des Geistes kirchlich-gemeinschaftbildend wirkte. Sie ist eben darum christlich, weil Christus ihr Haupt, und alle Gläubigen seine Glieder sind. Wie sie aber eine Vernunftkirche werden wollte, müßte sie sich nicht mehr nach Christo nennen; dann müßte sie eine Benennung für sich aussuchen, die besser paßte.

Die christliche Kirche kann es auch, wenn sie ihrem Ursprunge nicht vollkommen untreu werden will, nie als ihre Aufgabe erkennen, bloße Vernunftmenschen zu bilden; denn sie würde mit dem Augenblicke in eine bloße Schule, und zwar

mit einseitiger Tendenz, ausarten, in dem sie es nur auf die sogenannte Aufklärung der Begriffe anlegte. Die Aufgabe der christlichen Kirche ist vielmehr die, Menschen zu bilden, welche Christo ähnlich sind, das heißt: jenes gottmenschliche Leben, das in Christo zuerst in ganzer Fülle erschienen ist, möglichst vielen völlig mitzutheilen, und so die menschliche Gemeinschaft selbst zu einem Leib Christi umzubilden, den Christus als der belebende, erlösende Geist durchdringt. Dies zu Stande zu bringen, ist, den wesentlichen Grundlehren der Reformation zufolge, dem vernünftigen Denken geradezu unmöglich, und darum sieht die protestantische Geistlichkeit, ihrer großen Mehrheit nach, allerdings eine Gnade Gottes oder einen göttlichen Liebeserweis darin, daß Gott in der persönlichen Erscheinung des Gottmenschen geoffenbart, dargestellt, verwirklichet hat, was der Vernunft wohl als ein Bedürfniß erscheint, aber an sich doch keine historische Realität hat. Von dem Gottmenschen und der Nothwendigkeit der Erlösung und Versöhnung durch ihn, ist aber bei den neuen Reformatoren noch keine Rede gewesen; diesen historischen Kern- und Angelpunkt des Christenthums haben sie seitwärts liegen lassen, das Wesen des Christenthums haben sie damit als unwesentlich erklärt, und ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß es ihnen mehr darum zu thun sei, die Bildung und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, als die Grundlehren des achtzehnhundertjährigen Christenthums in Aufnahme zu bringen. Der Deutschkatholizismus hat mithin sich mehr als ein Produkt der philosophischen modernen Weltansicht, als der religiösen Tiefe und Innerlichkeit des germanisch-christ-

lichen Volksgeistes erwiesen, und wenn deutschkatholische Kanzelredner den Till und Kümmel „verzinsen" lassen, oder von „drei Göttern" reden, welche von einer Partei der protestantischen Kirche gelehrt werden, oder wenn der Fackelträger der neuen Bewegung, der den Glanz der Weimarer Fackeln durch ganz Deutschland tragen will, von einem Jesus spricht, der im Gefängniß geschmachtet habe, dann wird es einem klar, daß solche Reformatoren ihre Studien mehr in Schiller und Göthe als in der Bibel gemacht haben.

Gervinus scheint aber in seinem Schriftchen nicht zu bedenken, daß es sich im gegenwärtigen Augenblicke recht eigentlich darum handelt, ob die deutsche Volksbildung von einer philosophischen Weltansicht oder von dem historischen Christenthume aus ihren nächsten Fortgang nehmen solle? Oder hat er das bedacht: dann hat er wenigstens nirgends auch nur annäherungsweise anschaulich gemacht, wie es möglich sei, ein Volk mit Vernunftbegriffen sittlich und nachhaltig zu erziehen. Auch unter den Gebildeten: wie viele gelangen zu einer richtigen umfassenden Vernunfterkenntniß? Wie viel Menschen bringen es in ihrem Leben überhaupt zu einem selbstständigen richtigen Urtheil! Vielen fehlt es an Begabung, noch mehrern an Fleiß und Anstrengung, den meisten an Zeit und Muße, um zu einer eigenen Weltansicht sich zu erheben. Und welche Verschiedenartigkeit der Köpfe, und welches Durcheinander der Meinungen, wenn es möglich wäre, jedes Individuum auf die Höhe eines eigenthümlichen Verständnisses der Welt und seiner selbst zu stellen! Ist es nicht, im Grunde, eine weise Anordnung des Schöpfers und Lenkers der menschlichen Zustände, daß er die

träge Masse dem Gesetze der Autoritäten unterworfen hat, das allein im Stande ist, den Mißklang individueller Divergenzen in harmonische Akkorde zu verwandeln.

Gervinus selbst wirft das Bedenken auf, ob eine so geläuterte Religion noch den Namen einer Religion verdiene, ob sie ihren Zweck erfüllen, ob sie irgend eine Dauer haben könne? Ihm selbst kommt es unwahrscheinlich vor, daß „so aufgeklärte Religionsverhältnisse" Jahrhunderte hindurch unerschüttert in der großen Masse sich ausbreiten und bestehen werden, ja er gibt zu, daß dies wider alle Gesetze der Geschichte wäre. Noch mehr gibt er zu, daß nämlich je glänzender die Höhe irgend einer Art von Bildung sei, desto schneller sie auch wieder zerfalle. Aber das hindert ihn nicht, zu wünschen, daß der letzte Gipfel, den er sich möglich denkt, nun ebenfalls noch erstiegen werde. Wenn dem Geiste die Kraft einwohne, meint er, diesen innern Zuständen vuch nur auf eine kleine Zeit äußere Form und Gestalt zu verleihen, so sei doch der Welt ein Beispiel gegeben, das die vaterländische Geschichte ehre. — Ein bedeutungsvolles Geständniß! Als der Herr seine Kirche gründete, erklärte er, es werde den Pforten der Hölle nicht gelingen, sie zu überwältigen, und Jahrhunderte lang schlägt die Brandung der Zeiten an den Felsen, auf den sie gebaut ist, und der Schaum der Aufklärung hat seinen Gischt bis an ihre Zinnen hinaufgetrieben — und sie steht, schwer befeindet, aber nicht überwunden, und sie wird stehen: dafür bürgt uns nicht nur das Wort des Herrn, sondern auch die Geschichte, auf die Gervinus sich so oft beruft. Was wird dagegen das Loos dieser neuen Schöpfung sein, die jetzt so hoch hinaus gestellt wird über jene alte? Ein vorüber-

fliegender Glanz, ein baldiger Zerfall! Das sind Gervinus, ihres Lobredners, eigene Worte. Weit entfernt als ein leuchtendes Gestirn am Sternhimmel des Geistes mit mildem Lichte nun auch in alle Zukunft die Irrpfade des Lebens zu bestrahlen, wird sie nur wie ein flackerndes Meteor einen raschen Strahlenregen ausgießen, um dann einer so tiefern Nacht Platz zu machen!! Und eine solche Aufklärung sollte dem deutschen Volke erwünscht sein; das ist das Brod, das man ihm nunmehr anbietet, statt der angeblichen Steine, die ihm so lange sind geboten worden? Als ich jene Stelle bei Gervinus las, hat mich ein eigenthümliches Gefühl überwältigt. Es ward mir zu Muthe, als sehe ich einen Verschwender an einem Abend seine letzten Schätze zusammenraffen, um in dieser Nacht den höchsten Gipfel irdischer Genüsse zu erjagen, und — am Morgen nicht mehr zu sein!

Wir bezweifeln gewiß mit Recht, ob unter solchen Bedingungen das deutsche Volk seinen alten Glauben für eine kurze Freinacht in den Mysterien des neuen Heils hingeben werde. Aber gesetzt, es werde der Kreis, in dem die Vernunftweisheit die Thorheit des Bibel- und Kirchenglaubens bereits so viel als verdrängt hat, sich bedeutend erweitern; es werden auch manche aus den untern Volksklassen den Tauschhandel wagen: was ist damit gewonnen, wenn eben so Viele oder gewiß noch Mehrere dem alten Glauben treu bleiben und wohl mit um so größerer Anhänglichkeit ihn umklammern werden, als es vielleicht bald mit einem gewissen Märtyrthum verbunden sein dürfte, ein Christ im kirchlichen Sinne des Wortes zu heißen. Was haben

wir dann? Ein Schisma mehr. Einen Apfel des Zankes mehr unter die streitenden Kinder der Religion des Friedens hineingeworfen! Und ein höchst gefährlicher Zankapfel. Denn dann stehen sich Neu- und Altgläubige mit entschiedenem Bewußtsein, und was in solchen Fällen nie ausbleibt, wohl auch mit entschiedenem Hasse entgegen. Das wird dann jene Toleranz sein, für die man sich jetzt auf dem Papiere so ereifert, die das Lamm und den Löwen auf einer Wiese zur Weide führen will.

Und gerade diesen Punkt: wie wenig hat ihn Gervinus beachtet. Man will Toleranz, alle Küchlein unter dem einen Fittich mütterlicher Duldung versammeln; und doch muß man, um durchzudringen, den alten Glauben untergraben, und doch heißt es selbst bei Gervinus „Hartnäckigkeit des Unverstandes", wenn man die Toleranzflagge auf dem eigenen Lebensschifflein nicht alsogleich aufhißt, und doch erhalten die Geistlichen, die an der Orthodoxie der Kirchenlehre festhalten, das Prädikat „gedankenloser theologischer Handwerker, die hie und da noch für das Landvolk gut genug sein müssen!" Gewiß ein einladender Eingang zu einem alle religiösen Richtungen umfassenden Toleranzedikt. Ein handgreiflicher Beweis, wie die verheißene Toleranz durchgeführt werden dürfte. Wie kann aber auch die Vernunft gegen das tolerant sein, was sie für Unvernunft hält? Wie kann das Licht die Finsterniß ertragen? Eine neue Richtung, je entschiedener sie in ihren Behauptungen auftritt, desto weniger kann sie mit der Toleranz auskommen. Wie hätte Christus tolerant sein können gegen die Pharisäer, Luther gegen den Papst! Von den Deutschkatholiken allgemeine vage

Toleranz fordern: heißt geradezu das Unmögliche fordern. Damit ist dann aber auch gesagt, daß mit der weitern Verbreitung derselben die allmälige Ausscheidung Deutschlands in zwei geistige Heerlager unvermeidlich wäre. Die Einen würden sich zur modern-vernünftigen Weltansicht, die Andern zu den Grund- und Glaubenssätzen des historischen Christenthums halten. Es ist mir nicht bange, nach welcher Seite das Zünglein auf der Wagschale der Volksgesinnung sich in Bälde neigen würde; ich will nur an die Frauen erinnern, deren Gervinus in seinem Schriftchen nirgends gedenkt; aber bange ist mir vor dieser neuen Zerklüftung des Volksgeistes, vor diesen tief prinzipiellen Gegensätzen, die wohl organisirt sich gegenüberständen. Hier Philosophie, dort Theologie: das wären die Stich- und Schlagwörter auf beiden Seiten!

Viele gebildete und wohldenkende Männer scheinen in der That der Meinung zu sein, unter gegenwärtigen Umständen sei keine andere Abhülfe möglich, als daß die Einen sich auf ihre philosophischen Ansichten, die Andern auf ihre theologischen Ueberzeugungen zurückziehen. Diese Meinung entwickelte einmal in meiner Gegenwart der sel. von Bohlen, indem er gerne eingestand, es sei nie erhältlich, die Masse des Volkes mit philosophischen Theoremen zu durchdringen. Das scheint auch mir das einzig mögliche Resultat, wenn auf diesem Wege fortgefahren werden soll.

Aber was für ein Resultat? Man träumt von einer großen nationalen Verbrüderung aller Richtungen und Geister, und bedenkt nicht, daß man die Geister gerade in dem Punkte ewig trennen will, in dem sie ihre ewige Einigung finden sollten. In

menschlichen Zuständen, Berufsstellungen, im Besitz, in der Befähigung, in Allem, was mit Geburt, Erziehung und äußerm Schicksal zusammenhängt, werden die Menschen stets ungleich sein, auch dann, wenn noch hundert und tausend Theorieen der Allerweltsgleichheit in phantastischen Köpfen ausgeheckt werden, und wenn alle Versmacher Deutschlands noch hundertmal ärger mit ihren poetischen Goliathsschwertern rasseln. Nur dieselbe religiöse Anschauung hat bisdahin die sonstigen Verschiedenheiten und Gegensätze zu mildern, ja theilweise zu tilgen vermocht. Die Religion gießt denselben Geist des Friedens, der Liebe und des Glaubens über alle aus, und wie viele Leidenschaften hat sie schon beruhigt und wie viel Begehrlichkeiten schon in die Schranken zurückgewiesen! Soll es nun dahin kommen, daß die Reichen, Gebildeten, Hochgestellten auch noch eine besondere Religion öffentlich bekennen? Soll das historische Christenthum im eigentlichen Sinne des Wortes wieder die Religion der Armen und Gedrückten werden?

Das Alles sind Bedenken und Fragen, die nicht nur abgelehnt werden können, und die es wenigstens erklärlich machen müssen, warum die protestantische Geistlichkeit sich zehnmal besinnt, ehe sie ihren theologischen Standpunkt verläßt, um mit ihren Gemeinden den wahrscheinlich kurz dauernden Ikarusflug in den philosohischen Aether des achtzehnten Jahrhunderts zu wagen.

III.

Gerade von hier aus können wir uns aber einer neuen Betrachtungsweise unseres Gegenstandes nicht entziehen, auf die sich Gervinus ebenfalls nicht mit wünschbarer Schärfe und Bestimmtheit eingelassen hat. Was soll nämlich unter obwaltenden Umständen aus dem Verhältnisse von Kirche und Staat werden? Man könnte von vorn herein die Frage etwa auch so stellen: in wie fern wird das Fortbestehen einer Kirche von Gervinus überhaupt in Aussicht gestellt?

Es ist ein Hauptvorwurf, der von Seiten des römischen Katholizismus dem Protestantismus immerfort gemacht wird, daß er nur Religion, aber keine Kirche habe. Etwas Wahres liegt demselben unläugbar zu Grunde. Die Reformatoren dachten ursprünglich nicht darauf, die katholische Kirche zu verlassen, sondern nur die in derselben eingerissenen Mißbräuche abzustellen. Durch die Gewalt der Umstände aus der Kirche getrieben, hatten sie mit der Läuterung und Verbreitung der Lehre so viel zu thun, daß ihnen weder Lust noch Zeit mehr übrig blieb, ein Kirchen gebäude im neuen Style aufzubauen. Zu einem solchen Bau bedarf es überhaupt der Muße und der Ruhe, nicht solche Zeitläufe, wo es oftmals kaum möglich ist, die eigenen Personen vor den tückischen Feinden sicher zu stellen. Kann man den Reformatoren kaum einen Vorwurf machen, daß sie für den Ausbau einer protestantischen Kirche so wenig gethan, so könnte man dies mit größerem Rechte an der nachreformatorischen Zeit tadeln. Da hatte nun allerdings abstrakter Dogmatismus die

Geister befangen; die Fürsten hatten sich die Verwirrung im vorangegangenen Zeitalter zu Nutz gemacht; aus wohlwollenden Schutzherren hatten sie sich zu drückenden Gewissensherren aufgeworfen; in theologischen Zänkereien und dogmatischen Spitzfindigkeiten zersplitterten die Gelehrten ihre beste Kraft — der Protestantismus brachte es wohl zu einer gemeinsamen Theologie, aber zu keiner gemeinsamen Kirche. Aber auch dieses Band der Gemeinsamkeit sollte zerreißen! Ein Jahrhundert reichte hin, um jenen zersetzenden Individualismus in den theologischen Ueberzeugungen einzuführen, den Gervinus mehr als ein Glück denn als ein Unglück zu betrachten scheint.

Und doch scheinen Manche der reinen Subjektivität in Glaubensdingen müde zu sein, und wie man von der einen Seite Vernunft! Vernunft! ruft, so ruft man von der andern Kirche! Kirche! Und das hat auch seine guten Gründe. Der römische Katholizismus — das ist eine unbestreitbare Thatsache — hat seit einem Jahrzehend, jenem Riesen gleich, der aus der Erde immer wieder frische Kraft sog, an Kräften und Mitteln außerordentlich gewonnen, und der heimlichen und offenen Anhänger nicht wenige geworben. Diese Erscheinung ist jedenfalls nicht ein Spiel des Zufalls, sondern hängt mit der Entwicklung des ganzen geistigen Weltprozesses zusammen. Es ist unstreitig das Prinzip der Autorität, das hier so mächtig wirkt. Je mehr die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts darauf ausgieng, dieses Prinzip zu beseitigen, eine Autorität nach der andern untergrub, Alles der Selbstbestimmung des Subjekts anheimgab, und dadurch die Bande der Gemeinschaft langsam aber mit um so sichererm Erfolge auflöste: desto wohlthätiger und

erfreulicher mußte Manchen diese Kirche erscheinen, welche die Sturmvögel der Revolution, die ihre Heiligthümer durchsausten, ruhig weiter ziehen und sich wohl das Gold von den Altären, aber diese selbst nicht rauben ließ. Nicht die Dogmen, die Ueberlieferungen, die starren Förmlichkeiten, der glänzende Kultus, nicht einmal die wohlgegliederte Hierarchie — das Alles ists nicht, was in unsern Tagen Viele in das weltumsponnene Netz des Ultramontanismus, des Neujesuitismus zurücklockt; jenes Autoritätsprinzip ist es, und je mehr es der römischen Kirche gelingt, dem Jahrhundert zu beweisen, daß sie allein dieses Prinzip erhalte, verfechte, bewahre, desto mehr Gönner werden ihr zufallen, desto größere Eroberungen wird sie machen. Ja gerade mit dem Autoritätsprinzipe vermag diese Kirche den Schein nationaler Bedeutung um sich zu werfen. Denn wie die Familie nicht besteht ohne die Autorität, so auch nicht das Volk; und Niemand trägt mehr dazu bei, die ächte Volksthümlichkeit zu untergraben und aus der harmonischen Gliederung der staatlichen und kirchlichen Einrichtungen einen Brei von vielerlei Ansichten und Meinungen zu Wege zu bringen, die nie und nimmer unter einen Hut gehen wollen, als diejenigen, die an allen Autoritäten rütteln und dem Subjekte zu so vielen Berechtigungen verhelfen wollen, daß zuletzt Volk, Staat und Kirche rechtlos dasteht.

Jede Kirche ruht aber, und zwar noch weit mehr als der Staat, auf dem Prinzip der Autorität. Man hat die Obrigkeiten von Gottes Gnaden in Obrigkeiten von des Volkes Gnaden umgewandelt und es lächerlich gefunden, daß einer von Gott nehmen wolle, was er nur durch das Volk erhalte. Es war

leicht vorauszusehen, daß man dabei nicht werde stehen bleiben. So lange noch von Gottes Gnaden gepredigt wird, so lange der Geistliche nicht in der Menschen, sondern in des Herrn Namen auf der Kanzel steht, so lange die Schrift, und der, von dem die Schrift zeugt, Jesus Christus, die einzige Autorität ist, woraus der Geistliche, wie aus einem unversieglichen Quell, Licht und Kraft schöpft, so lange kann es denen nicht wohl zu Muthe sein, welche auf Erden keine Repräsentanten Gottes mehr, sondern nur noch Repräsentanten der Menschen anerkennen. Hieraus erklärt sich eine eigenthümliche Erscheinung. Manche pflegen nämlich in ihren Ausdrücken gegen die Religion sehr vorsichtig zu sein, theils weil doch fast jeder etwas von Religion, und wäre es auch die kleinste homöopathische Dosis, noch haben will, theils weil man sich unter Religion auch das Vagste vom ägyptischen Apisdienst an bis zur sublimsten Begriffsvergötterung hinauf denken kann. Dieselbe Vorsicht legen sie aber völlig ab, sobald es sich um Beurtheilung der Kirche handelt. Eben darum, weil die Kirche etwas Bestimmtes bedeutet, weil man hier nicht mehr Alles, auch das Nichtssagendste und Nichtigste unterbringen kann, weil es sich hier um festformulirte Bekenntnisse, um einen festgestellten Kultus, um ausgesprochene Pflichtleistungen, um entschiedene Ueberzeugungen handelt, möchten sich Manche gern einer so unbequemen geschichtlichen Existenz, wie die Kirche ist, entledigen, und das Gewordene, Erkannte, Wohlgeordnete, Zusammenstimmende, Schützende und Schirmende in ein urbegriffliches Ding an sich verwandeln, mit welchem dann ein jeder nach seinem subjektiven Belieben schalten und walten könnte. Sie möchten

gern den hehren Dom, in dem der Orgelton des göttlichen Wortes die Sackpfeisen subjektiver Jodler verstummen macht, in ein luftiges Zeltdach umformen, das man aufschlägt und abbricht, wie und wo man will.

Ich sage: es gibt keine Kirche ohne Autorität. Dieser Satz muß mithin, wenn der Protestantismus nicht darauf verzichten will, eine eigene Kirche zu haben, auch für die protestantische Kirche wahr sein. Wir gehen aber noch weiter und behaupten: es gibt keine Kirche ohne göttliche Autorität, und eine Kirche wird nur in dem Falle als solche Fortbestand haben, wenn sie sich in dieser Autorität zu erhalten weiß.

Daß der Protestantismus bei allen Mängeln und Unvollkommenheiten seiner kirchlichen Einrichtung eine solche Autorität für seine Kirche dennoch aufzuweisen habe: kann nicht in Zweifel gezogen werden. Es ist dies die Autorität des göttlichen Wortes. Nur da, erklären die Reformatoren und die Bekenntnißschriften, sei die Kirche, wo das Wort Gottes gepredigt und die heiligen Sakramente, nach göttlicher Vorschrift, verwaltet werden. Von einer andern Kirche wissen sie nichts. Dagegen, daß menschliche Autoritäten kirchenbildender Natur seien, verwahrte sich die Reformation aufs entschiedenste, und selbst Kirchenvätern, Konzilien, päpstlichen Dekretalen wird alle und jede für die Kirche verpflichtende Kraft abgesprochen, weil die Kirche nicht von Menschen, sondern von Gott und seinem Worte allein regiert werde. Mit dieser Autorität des göttlichen Wortes steht und fällt die protestantische Kirche. Das aber ist auch zugleich was unsere Kirche wesentlich vom Staate unterscheidet. Der Staat trägt — wenn auch in

einem wohlverstandenen Sinne von Gottes Gnaden — das Schwert und handhabt Recht und Gesetz; die Kirche führt das Wort und pflanzt Wahrheit und Liebe. Wenn aber der Staat sein Schwert selbst schmiedet, so hat dagegen die Kirche ihr Wort nicht selbst gemacht, sondern es ist ein von Gott empfangenes, geoffenbartes. Noch viel weniger kann die Kirche im Staate und dessen Dekreten den Quellpunkt ihrer Autorität erkennen. Eine Kirche, die sich vom Staate vorschreiben ließe, was sie zu lehren, zu predigen, zu beten, zu verwalten hätte — hätte damit auf ihre göttliche Autorität, also auf das verzichtet, was sie zur Kirche macht.

Es haben im Laufe der Jahrhunderte seit der Reformation mancherlei Schwankungen wegen des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche im Protestantismus Statt gefunden. Auch an solchen Theorieen hat es nicht gefehlt, welche die Kirche als eine Staatsanstalt, die Geistlichen als ordinäre Staatsbeamte und den Gottesdienst als einen Ausfluß der Polizeigewalt behandelten. Wir haben in der Schweiz vor wenigen Monaten in einem der aufgeklärtesten und vordem freisinnigsten Kantone es erlebt, daß eine Regierung sich höchst eigenhändig als Bischof proklamirte und ziemlich unverholen es aussprach: es gibt nur eine Kirche und die sind wir. Es wäre vergebene Mühe, läugnen zu wollen, daß gerade der mangelhafte Organismus der protestantischen Kirche die Cäsareopapie begünstigt, weil die Kirche ohne eigenthümliche Kraft und Nachdruck, wo sie etwas durchzusetzen hat, des eisernen Staatsarmes bedarf. Aber damit ist keine unserer Behauptungen umgestoßen. Vielmehr zeugt gerade das für das Gewicht der unsere Kirche tragenden göttlichen

Autorität, daß sie trotz des hundertfingrigen Polypenarms, mit welchem der Staat sie fort und fort zu umstricken sucht, dennoch ihre geistige Selbstständigkeit bis auf den heutigen Tag an den meisten Orten zu erhalten weiß, und daß in jenem Lande, in welchem die oberste Landesbehörde sich als unumschränkten Landesbischof erklärt hat, die weitaus größere Anzahl der Geistlichen dem sichern Amtsbrode unsicheres Thränenbrod vorgezogen hat. Und in der That liegt eine wunderbare Kraft in dem Gedanken, ein Diener des Herrn, ein Verwalter seiner unsichtbaren Gnadenschätze zu sein, eine Kraft, welche aus keinem Ordensstern, noch viel weniger aber aus den Champagnerflaschen fließt, mit welchen der mündige Zeitgeist statt dem Oel des Glaubens seine Propheten einsegnet. In diesem Gedanken liegt jene Kraft, welche die Glieder der alten Kirche so oft zum Märtyrerthum begeistert hat, aus der nicht nur Maulhelden, sondern Blutzeugen hervorgegangen sind.

Und wenn der Deutschkatholizismus keine gar große Lust zum Märtyrerthum zeigt, sollte dieser Umstand nicht darin einigermaßen seinen Grund haben, daß es ihm an einer ähnlichen, das Innerste des Menschengemüths bewegenden und tragenden, Autorität fehlt? Gervinus tadelt es, daß die Regierungen mit Verboten gegen die neue Bewegung eingeschritten sind. Ich maße mir über solche Schritte von Regierungen, deren Motive ich nicht genugsam kenne, kein vorgreifendes Urtheil an; aber der Meinung bin ich vollkommen, daß, wenn die Sache der Deutschkatholiken wirklich die Sache des deutschen Volkes ist, wie Gervinus dafür zu halten scheint, Verbote ihr weit mehr nützen als schaden müssen. Man hat Luthers Schriften auch ver-

boten, man hat ihm das Predigen untersagt, man hat ihn in die Reichsacht erklärt, auf die Wartburg geschleppt, also mundtodt gemacht; und je mehr sie seine Person kleiner zu machen suchten, desto größer wurde seine Sache, in desto mehr Gemüthern faßte sein Wort unzerstörbare Wurzel. Die Freunde der neuen Bewegung sollten ihr geradezu die Märtyrerlaufbahn wünschen. Oder meint man die Kirchenreformen lassen sich wie neue Straßen anlegen, und je weniger Anhöhen es zu durchstechen oder Berge zu überwinden gebe, desto bequemer sei es für die Wegmacher. Nur was im Volke nicht wirklich lebt, sondern bloß durch Zeitungen und Flugblätter in dasselbe hineingeredet wird, das verfliegt wie Spreu an dem Tage, wo die sichtende Wurfschaufel die Tenne ausfegt. Hat man etwa bange, es möchten manche der Vernunftbegeisterten den Gluthwind der Prüfung, den Schmelztiegel der Leiden nicht aushalten? Die kalte Negation möchte in trägen Indifferentismus zurücksinken, wenn der Kampf nicht mehr in Zeitungsblättern und Zweckessen, sondern auf dem Schlachtfelde der Verfolgung ausgekämpft würde? Es ist in der That zu verwundern, daß gerade in der Schweiz sich bis jetzt noch so wenig Theilnahme für die Bewegung gezeigt hat. Ich rede nicht von Theilnahme in würzigen Reden oder hochtrabenden Phrasen, denn diese ist wohlfeil, sondern von jener Theilnahme, die mit Rath und That sich einer Sache annimmt, sich ein Opfer dafür nicht verdrießen läßt, und im Eifer lebendiger Ueberzeugung selbst Hohn und Verachtung geduldig erträgt. Aber gerade da, wo man die neu aufgehenden Kirchenlichter mit dem meisten Gepränge begrüßt hat, ist es jetzt ganz stille geworden, und ein republikanischer Kirchenrath eines

überaus freisinnigen Kantons soll für gut befunden haben, die Oeffnung von protestantischen Kirchen zur Abhaltung von deutschkatholischem Gottesdienst durch höhere Weisung untersagen zu lassen. Um so etwas zu wagen, muß weder der eigene Eifer besonders groß, noch der Glaube an die Theilnahme des Volkes besonders stark sein.

Wir haben gesagt: jede Kirche besteht einzig und allein durch das Prinzip einer göttlichen Autorität. Je mehr aber die protestantische Geistlichkeit, ihrer großen Mehrzahl nach, von der Wahrheit dieses Satzes durchdrungen ist, desto mehr muß sie sich verpflichtet fühlen, nach dem Autoritätsprinzipe der Deutschkatholiken zu fragen. Daß dieses nicht das göttliche Wort sein will, wissen wir schon. Auch nicht Glaubenssätze, Liturgieen, Konzilienbeschlüsse sollen das Band sein, wodurch die neue Kirche, wenn sie anders diesen Namen verdient, zusammenwachsen soll. Aus den Gemeinden soll sie hervorgehen; die Gemeindeglieder sind ihre Autorität; die Gemeinde, und zwar jede einzelne Gemeinde wieder für sich, je nach der unter ihren Gliedern vorherrschenden Richtung, hat zu bestimmen, was gepredigt und nicht gepredigt, gethan und nicht gethan werden soll. Dieses Autoritätsprinzip ist ein menschlich-demokratisches. Das Volk ist seine eigene Autorität; es bestimmt sich selbst auch in religiösen Dingen; es empfängt den religiösen Inhalt nicht aus dem Gnadenschatze der göttlichen Offenbarung, sondern aus dem Innern seines vernünftig und mündig erklärten Bewußtseins.

Hier ist nun die große Frage, über welche Gervinus mit unbegreiflicher Leichtigkeit hinwegeilt, ob eine solche Gemeinschaft,

die in dieser Weise ihre Autorität in sich selbst trägt, eine Kirche zu heißen verdiene? Ja ob es einer solchen überhaupt möglich sei, ich will nicht sagen, die ganze Weltgemeinde der Menschheit unter einem Haupte zu vereinigen, sondern auch nur eine beträchtliche Anzahl Menschen zusammenzubringen. Wir werden hier unwillkürlich an das quot capita, tot sensus erinnert. Man versuche es nur einmal mit den philosophisch aufgeklärten Geistern. Man sehe zu, wie viel Tage oder Monate sie brauchen, um auch nur einen Punkt ins Reine zu bringen. Denn wo der Mensch keiner Autorität gehorcht, die außer ihm liegt, sondern sich nur durch sich selbst bestimmen will, da ist die Konfusion ganz unausweichlich. Das kann Niemand besser wissen als ein Bürger des Landes, das *hominum confusione* und Dei providentia regiert wird. Es erschien mir immer als eine besondere providentielle Weisheit Gottes, daß er die Theoretiker, welche die Menschen der Jetztzeit für ein Konglomerat von individuellen Mündigkeiten erklärt haben, durch die Praxis aufs schlagendste widerlegt. Denn gerade da, wo diese Grundsätze mit dem größten Pathos proklamirt werden, sind es gemeiniglich einige Wenige, welche die andern am Schlepptau ihrer Autorität halten, von deren Worten, ja oft gnädigen Blicken sie abhangen. Was soll man nun bei einer kirchlichen Gemeinschaft absehen, die ihre Autorität ebenfalls nur an den Menschen haben will, welche sie gerade bilden. Man wende hiegegen nicht ein, die Autorität der neu zu bildenden Kirche sei eigentlich die Vernunft. Ein allgemeiner Vernunftkodex ist mir bis jetzt in der Welt nicht vorgekommen, und ich habe noch keinen Menschen getroffen, der seine Ansichten für unvernünftig gehalten hätte;

er würde sie anders wohl auch aufgegeben haben. Es hängt also in diesem Falle Alles von den Individuen ab. Damit ist aber die neue Kirche auch in den Strudel individueller Ansichten und Ueberzeugungen hineingezogen, und um so rathloser, als nirgends ein Maaßstab vorhanden ist, nach welchem dieselben gemessen werden könnten. Und je mehr selbstständige Köpfe sich in derselben hervorthun, desto gefährlicher wird diese individuelle Schrankenlosigkeit ihr werden, desto bälder ist ihre Existenz mit allgemeiner Auflösung bedroht.

Im besten Falle liegt aber die Befürchtung nahe, daß sie zu jenem Geniekultus führen könnte, der eine Art von Zeitbedürfniß geworden ist und sich besonders darin hervorthut, daß man die Gräber der Propheten baut. Unstreitig werden, da keine andere Autorität als die verschiedenen Wortführer da ist, diese auf eine Anzahl Urtheilsloser oder Gleichgesinnter bestimmend einwirken, und dann freilich läge die Besorgniß um so näher, daß solche Männer statt eine gemeinschaftbildende eine sektenstiftende Autorität ausüben würden. Und wohl der neuen Bewegung, wenn auch wirklich geniale Männer ihre Autorität geltend zu machen wüßten. Der schlimmste Fall würde eintreffen, wenn die mit genialen Phrasen verbrämte Mittelmäßigkeit die Zügel an die Hand nähme und den Pegasus des neuen kirchlichen Aufflugs an den Pflug des ordinären Denkens und Wollens spannte.

Lauter falsche, willkürliche Vermuthungen! möchte hier vielleicht Gervinus sagen. Denn allen diesen Befürchtungen wollen wir gerade dadurch vorbeugen, daß wir für die neue Kirche keine theologischen Ueberzeugungen, sondern nur das verpflich-

tend machen, was zu dem „Vagsten" gehört, worunter sich also Alles Mögliche denken, glauben, lieben und hoffen läßt. Ich gestehe, daß ich mit der Vorstellung von „Gemeinschaft" bisher etwas ganz Anderes verbunden habe. Das Vage, Unbestimmte, Unbegränzte befindet sich in einem Zustande der Auflösung; das Bestimmte, Feste, Artikulirte hält zusammen. Das bewährt sich schon bei politischen Parteiungen. Hier entscheidet bei weitem nicht die Mehrzahl; im Durchschnitte sind die Meisten gewöhnlich indifferent und schlagen sich am Ende auf Seiten des Siegers. Je ausgesprochener, entschiedener, körniger, frischer eine Meinung ist, desto eher hat sie Hoffnung, wenigstens für den Augenblick, durchzudringen, oder doch Effekt zu machen, während die vagen, unbestimmten Ueberzeugungen in ihrer eigenen Haltungslosigkeit zerfließen. Noch vielmehr gilt das von religiösen Dingen. Nirgends ist der Mehrzahl der Menschen, besonders den Frauen, an die ich Gervinus nochmals erinnern muß, das Unbestimmte mehr zuwider als hier. Sogar der Bibel nehmen es manche übel, daß sie den Schleier vor den Zuständen des Jenseits nicht mehr gelüftet hat. Niemand als der Geistliche hat mehr Gelegenheit, sich von dem Bedürfnisse des Volkes nach einem festen markirten Glauben zn überzeugen. Verwechsle doch ja Gervinus das Volk nicht mit jenen aufgeklärten Stubengelehrten, mit den hundert und tausend blasirten Weltleuten aus höheren und mittleren Ständen, deren theologischer Magen so alle Verdauungskraft verloren hat, daß sie zuletzt nur noch das Allerausgesuchteste zu ertragen im Stande sind. Das Volk will etwas Kräftiges, Nachhaltiges, was nicht nur im Leben Kraft und Muth, im Unglück Trost, im Zweifel Zuversicht, sondern

auch im Tode noch Licht und Hoffnung gewährt. Unter Volk verstehe ich freilich nicht den rohen, abgestumpften Pöbel; nicht »le peuple des rues et des pintes«, wie ein ausgezeichneter Staatsmann treffend sagte, sondern „das Volk, das betet und arbeitet", wenig von sich zu reden gibt, wenig auf die Polizei schilt, weil es von ihr aus natürlichen Gründen nicht belästigt wird, wenig Zeitungen liest, bei Straßenemeuten und Fackelträgereien schwach repräsentirt ist — aber bei Allem dem das eigentliche Schwergewicht im Staatsorganismus bildet; ich verstehe darunter jene Menschenklasse, ohne welche wir nur vornehmen oder niedrigen Pöbel hätten! Weit entfernt voraussetzen zu wollen, unter den Deutschkatholiken befinden sich nicht zahlreiche Repräsentanten dieses ächten, edeln Volksschlages: meine ich nur, alle diese werden sich unter den Begriff der „Vagheit" mit ihren Glaubensüberzeugungen nicht unterbringen lassen wollen, und wenn sich schon jetzt ein Schisma innerhalb der neuen Bewegung gezeigt, wenn eine rechte und eine linke Seite, eine mehr orthodoxe und eine mehr rationalistische Richtung, welche letztere freilich aus natürlichen Gründen die vorherrschende ist, sich hervorgethan haben, so ist dies nur ein neuer Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung.

Allein auch hier weiß Gervinus Rath. Das Prinzip der neuen Kirche soll eben jene Toleranz sein, die er so lebhaft anempfiehlt. „Kann, sagt er, das religiöse Bedürfniß der größern Masse noch einmal zum Sprechen gebracht werden — er scheint im Grunde hieran zu zweifeln — so wird diese Bewegung des Deutschkatholizismus der Sauerteig sein, der die wohlthätige Gährung hervorruft, durch die sich bald zu Tage legen wird,

was das religiöse Element auf dieser gegenwärtigen Bildungshöhe in der Nation wesentlich ausmacht. Möchte eine Weile die schon herrschende Verwirrung auch vermehrt werden, möchten sich Kirchen und Konfessionen noch mehr spalten, möchten die Neukatholiken selbst wieder in alle Richtungen der Zeit und der Schulen zerfallen, mitten unter all dieser Konfusion, ja eben in dieser Konfusion selbst würde sich als der einzige Grundgedanke, der sich bauen läßt, nur der aussprechen, daß ein weites System allgemeiner gegenseitiger Duldung das Alleinige sein werde, zu dem uns der Individualismus unserer Bildung hinweist. — Ein solches System, das auch die historischen Verehrer des Christenthums als Mitgläubige einschließen würde, welche die Offenbarung Christi in der Geschichte seiner Religion suchen, seine Wunder in seinen Wirkungen und den Kern unserer Religion in dem christlichen Thun und Handeln: ein solches System der Duldung würde ohne allen Zweifel bald ausweisen, daß gerade dieser geschichtliche (??) Standpunkt, oder damit ich ein verrufenes Wort nicht zu scheuen scheine, daß dieser rationelle Standpunkt derjenige ist, der eben noch so viel (?) positiv Religiöses und positiv Christliches in sich faßt, als der Geist heutzutage im Durchmaße erträgt." Von diesem neuen Autoritätsprinzip aus soll in seinem Glauben Niemand geirrt, der einfältig Gläubige nicht verletzt und nicht abgestoßen werden. (Aber wenn er es schon dadurch wird, daß ihn die Hochweisen mit dem Prädikate „einfältig" beehren.) Es wird eingeräumt, daß es zu allen Zeiten Menschen und Volksstämme gegeben habe und geben werde von entschieden streng-religiöser

Denkungsart, Länderstrecken, wo Natur, Armuth, Abgeschiedenheit und Beschäftigungsart die Menschen inniger und kindlicher auf die Abhängigkeit von überirdischen Mächten hinweisen als anderswo, und daß apostolischer Eifer nicht versuchen dürfe, in solchen Gegenden „leichtsinnige Aufklärerei" treiben zu wollen. Das Alles wird eingeräumt, und dennoch wankt der Glaube des sonst nicht so glaubensstarken Gervinus an einer Toleranzkirche nicht, welche die Taubeneinfalt des Altglaubens und die Schlangenklugheit des Neuglaubens in einem Neste ausbrüten werde.

Und gesetzt der Fall der Neuglaube werde diese Duldungsstärke — wovon bis jetzt zwar noch nicht viel zu Tage treten konnte, da er für einmal froh sein mußte, selbst ein geduldeter zu sein — er werde diese Duldungsstärke haben, so ist es im Grunde für den Indifferentismus gar keine Kunst, alles Mögliche zu dulden. Will man aber dieselbe auch denen zumuthen, die ihren Glauben für eine beseligende Gotteskraft halten, und denen das Gebot des Herrn nicht eine bloße Phrase ist, das uns hingehen und allen Völkern nicht Toleranz, sondern das Evangelium von der Versöhnung und Erlösung des Menschen durch Jesum Christum predigen heißt. Und wäre das nicht ein Zeichen des schrecklichsten religiösen Verfalls, wenn der eine gar kein Interesse am Glauben des andern mehr nähme, sondern wie dort der Levit am Verwundeten, so der Altgläubige am Neugläubigen, höchstens kopfschüttelnd, vorbeigehen würde? Es sollte also jener faule Friede Autoritätsprinzip der neuen Kirche werden, zu dem sich jene Lauen bekennen, die weder kalt noch warm sind, und von denen der Herr — freilich etwas

intolerant — sagt, daß er sie ausspeien werde aus seinem Munde.

Uebrigens ist auch hier die Praxis immer wieder im Falle, die unhaltbaren Theorieen der Schulgelehrten auf dem Felde der Erfahrung zu korrigiren. Mit der Toleranz hat es in der Welt noch nie so recht werden wollen, und die sie am meisten im Schilde führten, die haben gewöhnlich am wenigsten darnach gethan. Mit neuen, zumal religiösen, Parteien geht es gewöhnlich so, daß sie die weiße Flagge der Toleranz so lange aufstecken, als ihnen ihre Gegner überlegen sind und es in deren Macht läge, sie zu unterdrücken. So lange fließt gewöhnlich aller Mund von den schönsten Sachen über. Ist es aber der Opposition vermittelst der Toleranz, welche die Gegner gegen sie übten, allmälig gelungen, selbst zur herrschenden Partei zu werden, so wird schnell die Toleranzfahne umgestürzt, und nicht selten haben sich die auf Gnade und Ungnade dem siegreichen Gegner ergeben müssen, denen vorher mit tugendlicher Miene die vernünftige und sittliche Nothwendigkeit der Toleranz war vorgepredigt worden. Ich will das Christenthum selbst, so fern es seiner äußern Erscheinung nach besitzgreifend und erobernd wurde, von diesem Vorwurfe nicht frei sprechen; und ich will auch den Deutschkatholiken damit durchaus keinen Tadel anhängen, wenn ich vermuthe, sie würden, einmal auf den Gipfel der Macht gelangt, gegen Andersgläubige ganz ähnlich handeln. Trotz dem, daß Gervinus darüber, daß unsere Zeit der Erbsündenangst entronnen sei, so frohlockt, ist das doch einmal die Erbsünde aller Parteien geblieben, daß sie herrschen und das ihnen mißfällig oder verwerflich Scheinende unterdrücken wollen. Wenn

Gervinus, der große Geschichtsforscher, es anders gefunden hat, so will ich mich gern eines Bessern belehren lassen.

Auf allen diesen Um- und Nebenwegen gelangen wir endlich zu dem Hauptziele der Gervinus'schen Ansicht. Nicht als ob Gervinus dieselbe entschieden ausgesprochen, sich auch darüber nur förmlich klar geworden wäre; möglich sogar, daß er sich dagegen verwahrt, als ob dies in seinen Wünschen und Erwartungen liege. Und doch läßt sich zur Herstellung eines solchen Toleranzzustandes in dem umfassenden Sinne des Wortes, wie ihn Gervinus wünscht, keine andere Möglichkeit denken als das nordamerikanische System einer völligen Trennung der Kirche vom Staate. Aus diesem Grunde habe ich bemerkt, es habe sich Gervinus über das Verhältniß seiner Kirche zum Staate noch nicht klar genug gemacht.

Trennungsideen zwischen Kirche und Staat gähren heutzutage in vielen Köpfen, aus den vielartigsten Gründen. Die Strengkirchlichen werfen dem Staate unwürdige, selbst bedrückende, jedenfalls beschwerende Bevormundung der Kirche vor; die Unkirchlichen möchten sich umgekehrt dem letzten Rest von kirchlicher Beaufsichtigung noch entziehen, der aus einem frömmeren Zeitalter übrig geblieben ist. Die Strengkirchlichen, wie z. B. Vinet, sehen den Trennungszustand mehr als vermittelndes Uebergangsstadium an; sie hoffen aus der glühenden Asche des alten Kirchenthums werde der lichte Phönix eines neuen schöneren kirchlichen Zeitalters hervorgehen, und die verjüngte Kirche werde dann auch den Staat verjüngen. Die Unkirchlichen denken sich umgekehrt, wenn einmal die Trennung ins Leben getreten sei, werde sich bald zeigen, daß der Staat auch ohne Kirche zu be-

stehen Kraft und Einsicht genug habe; sie träumen, dann werde sich die Idee des sittlichen (?) Staates verwirklichen und die Menschheit werde endlich zur Ueberzeugung kommen, daß sie dem religiös-kirchlichen Gängelbande entwachsen sei. Dabei verweisen beide nach den nordamerikanischen Freistaaten und berufen sich von der grauen Theorie auf den grünen Baum des Lebens, nicht bedenkend, daß es schwer halten möchte, unserer alternden europäischen Zivilisation ein Pfropfreis jenes jugendlich unreifen Kulturstammes einzuverleiben.

Männern von den Einsichten eines Gervinus können die unabsehbaren Folgen nicht entgehen, welche eine völlige Trennung von Kirche und Staat für unsere abendländischen Zustände, zumal für unser deutsches Vaterland, nach sich ziehen müßte. Er, der die wunderbare Kraft kennt, welche in dem bloßen Gesetz der Sitte liegt, weiß gewiß auch jene wunderbare Macht der Gewohnheit zu schätzen, welche seit dem Siege des Christenthums über das altgermanische Heidenthum Kirche und Staat miteinander verknüpft, und seit der Reformation eine noch viel engere Verbindung beider angestrebt hat. Bevor man auch nur einen Versuch macht, so althergebrachte Bande gewaltsam zu zerreißen, muß man die unerläßliche Nothwendigkeit des Risses gewiß nach allen Seiten hin wohl erwogen haben. Nur die äußerste Nothwehr hat z. B. einen großen Theil der Waadtländer Geistlichkeit dazu vermocht, dem Staate ihre Dienste aufzukünden, und doch haben diese Männer, die den eisernen Arm des Staates in seiner ganzen Schwere empfunden, *nur für so lange* ihre kirchlichen Verrichtungen dem Staate entzogen, als dieser der Kirche die Garantieen ihrer gesetzlichen Freiheit

entziehe. Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!

Darum will auch Gervinus dem Staate noch eine gewisse Einwirkung auf die Bildung der neuen Kirche gestatten. „Der Staat, sagt er, hätte bei uns nichts zu thun, als die äußersten eigensinnigen Extreme von der gemeinsamen kirchlichen Verbindung auszuschließen, fremder (römischer) Betheiligung zu wehren und allen geheimen Betrieb religiöser Dinge in Assoziationen und Korporationen zu untersagen; dann aber zu inkorporiren, d. h. unter den Schild seiner Sanktion zu nehmen, was sich auch nur zu jenem vagsten christlichen Bekenntnisse der neuen Kirche verbände, oder welches andere Bekenntniß als die allgemeine Norm aufgestellt werden sollte." Das Uebrige überließe man der „freien Bildung der Zeiten und der Geschichte." „Denn auf ein Mäßigstes würde der Staat unter den heutigen Bildungsverhältnissen am wohlsten thun, seinen Einfluß auf die Kirche überall zu beschränken. Er würde seine einigende Gewalt mehr in einem idealen vaterländischen Bande suchen, als in einem materiellen (?) kirchlichen; er würde den Gemeinden und den Synoden, die unerläßlich nach der von der deutschkatholischen Kirche aufgestellten Norm gebildet sein müßten, möglichst freien Spielraum lassen. — Man würde den Volksinstinkt gewähren lassen, er würde den Weg zu seinem Ziele finden. — Der Staat würde dabei nichts thun als moderiren, d. h. das Volksbedürfniß und den Volkstrieb leiten und leitend ermäßigen, wo er zu weit zu gehen drohte." Also keine Trennung der Kirche vom Staate, sondern Moderation der Kirche durch den Staat.

Hier zeigt sich nun aber die Unklarheit dieser Ansicht erst recht in ihrem vollen Lichte. Gervinus verwirft, wenn auch indirekt, gerade dasjenige kirchliche System, welches allein die Entwicklung der von ihm aufgestellten kirchlichen Grundsätze zuließe. Dagegen stellt er nun ein anderes auf, das um seiner schwebenden Allgemeinheit willen, der größtmöglichsten Willkür Thür und Thor öffnet. Schon dadurch, daß Gervinus dem Staate das Recht einräumt, die eigensinnigen Extreme von der neuen Kirche auszuschließen, zerstört er den Grundsatz der Toleranz, als dessen wärmster Vertheidiger er auftritt. Zu gleicher Zeit stellt er aber das Gewissen der neuen kirchlichen Gemeinschaft unter die möglicher Weise drückendste Staatsbevormundung. Jede freie Gemeinschaft hat sonst das Recht, in ihren Verband aufzunehmen oder von demselben auszuschließen, wen sie will; das ist ihre erste, oberste Gerechtsame; wie sie diese verliert, ist sie ihrer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit völlig beraubt. Ungeachtet der abhängigen Stellung, welche die protestantische Kirche gegenüber dem Staate einnimmt, hat sich doch, meines Wissens, der Staat noch nirgends herausgenommen, Jemanden, der das Sakrament der heiligen Taufe für sich oder sein Kind verlangte, von sich aus dieser Wohlthat verlustig zu erklären. Der Moderationsstaat von Gervinus dagegen hätte das Recht zu sagen: dieser oder jener, als ein Mann von extremer eigensinniger Ansicht, kann das Sakrament der Taufe (oder was an dessen Stelle gesetzt werden mag) in der neuen Kirche nicht erlangen. Der Staat hätte mithin auch zu bestimmen, welche Ansicht extrem und eigensinnig sei; und da die religiösen Parteiungen meist mit ziemlichem Eigensinn

behaftet sind, so möchte die neue Moderationsstaatskirche, trotz des toleranzbemalten Aushängeschildes, sich zu intoleranter Ausschließung ziemlich Vieler genöthigt sehen. Auch damit wird von Gervinus der Toleranz ein ziemlicher Riegel geschoben, daß der Staat römischer Betheiligung zu wehren und den geheimen Betrieb religiöser Dinge in Assoziationen und Korporationen zu unterdrücken hätte. Auch die Römischkatholischen wären mithin von der Toleranz ausgeschlossen, und fast möchte man besorgen, damit der Intoleranz derer preis gegeben, die jetzt den römischen Katholiken ihre Intoleranz zum Hauptverbrechen machen. Und was soll das endlich bedeuten, wenn die Aufgabe des Staates sein soll, nach geheimen religiösen Konspirationen zu spähen, und den religiösen Assoziationsgeist zu vernichten, durch den der Deutschkatholizismus doch allein ins Leben gerufen worden ist. So bald sollte die Tochter ihre eigene Mutter verläugnen? Ein solcher Einfluß des Staates auf die neue Kirche verdient doch das Prädikat eines „mäßigsten" kaum, und von dem freien Spielraum, den Gervinus Gemeinden und Synoden eröffnet, wäre da wenig zu verspüren. Ja fast ist zu befürchten, das Aufsichtsrecht des Staates würde ein weit drückenderes werden, als dies bisdahin der Fall war. Bis jetzt betrachtete man den Staat gewissermaßen als Vater, die Kirche als Mutter: man konnte sich das Verhältniß beider unter dem traulichen Bilde eines freiwillig abgeschlossenen Ehebündnisses denken, wobei die Mutter klug genug war, dem manchmal störrischen Eheherrn etwas durch die Finger zu sehen. Wie ganz anders, wenn der Staat auf der einen Seite die Kirche emanzipirt, auf der andern sich dennoch die Einmischung in ihre heiligsten Gewissens-

rechte vorbehält. Da erscheint er nicht mehr als der wohlwollende Eheherr, sondern als der gehässige Aufpasser, als der Fremdling, der da, wo er eigentlich nichts mehr zu schaffen hat, sich doch immer noch zu schaffen geben will. Da fände sich dann Gelegenheit genug für das Unkraut des Mißtrauens, auf beiden Seiten emporzuschießen; da würde es nicht an ewigen Kompetenzstreitigkeiten fehlen; da würde der Staat der Kirche immer zu viel thun, und die Kirche dem Staate zu wenig überlassen; — und es wäre wieder die Konfusion, auf welche das Alles hinauskäme.

Kann man es denn der protestantischen Geistlichkeit verargen, wenn sie den Status quo, mit seinen eingestandenen Mängeln und Uebelständen, einem möglichen Zustande vorzieht, der uns eine Zukunft voll Verwirrung, Zwietracht, Unbehaglichkeit im allerbesten Falle in Aussicht stellt? Daß Männer, wie die „Volkslehrer" des Deutschkatholizismus, vor keiner Möglichkeit erschrecken, ist, nach dem völligen Bruche, der zwischen ihnen und ihrer Mutterkirche erfolgt ist, wohl zu erklären; aber wenn die protestantischen Geistlichen, die im Falle sind, als ruhige Beobachter dem Aufruhre der religiösen Elemente zuzuschauen, sich blindlings mit ihren Gemeinden in die empörte Fluth hineinwärfen — wäre das nicht unerklärlich, noch mehr, nicht unverzeihlich?

IV.

Zuletzt bleibt uns aber immer noch eine Schlußfrage an Gervinus übrig, die sich jedem aufmerksamen Leser seines

Schriftchens, so zu sagen, von selbst aufdrängen wird. Gilt es denn eigentlich im Ernste der Gründung einer neuen Kirche? Liegt denn dieser Richtung, welche in Gervinus ihren Dollmetscher gefunden hat, so viel daran, daß überhaupt eine Kirche zu Stande komme? Will man im Hintergrunde nicht etwas ganz Anderes? Läuft der ganze Streit am Ende nicht darauf hinaus: ob unsere Zukunft einen religiösen oder einen rationalen, einen kirchlichen oder einen politischen Charakter an sich tragen solle? Auch hierüber kommt es in der Schrift von Gervinus zu keinem bestimmten Abschlusse, wohl aber zu einer Menge von Andeutungen, die uns in den innersten Kern der etwas verhüllt vorgetragenen Meinung hineinblicken lassen.

Es ist von gewissen Zeitungen, die, wenn es möglich wäre, beim bloßen Abdruck des Namens „Kirche" vor Aerger gelb würden, keine Stelle aus dem Schriftchen von Gervinus geflissentlicher hervorgehoben worden, als die, wo er behauptet, die Zeit habe die frühere Form der Kirchlichkeit überwunden. „Wenn ein so wahrhaft bedeutender Mann, sagt nämlich Gervinus, wie Luther, noch einmal aufstehen sollte, der auf seine Umgebung, in größerer Ausdehnung, eine lebendige religiöse Einwirkung dieser Art auszuüben fähig und enschlossen wäre: woher doch sollte in ihm, woher in der Menge jene kolossale Glaubenskraft in diesen Zeiten geboren werden, die sich einander auf halbem Wege begegnete, um einen Bund zu schließen, wie ihn die Hälfte der deutschen Nation vor dreihundert Jahren mit Luther schloß? — Könnte sich Jemand heutzutage darüber täuschen, sich selber täuschen, oder andere täuschen wollen, daß

dieser lutherische Glaube noch einmal unter den Vielen aufleben, oder ein anderer Religionsglaube in den ähnlichen Grenzen mit der gleichen Glaubenskraft gepaart sein könnte?" Das Eine und das Andere, meint Gervinus, sei mit Luthers Jahrhundert dahin, und sollte es jemals wiederkehren, so könnte dies nur zu einer Zeit geschehen, wo alle Verhältnisse und Menschen dieser Tage vergangen, diese germanische Welt und ihre Kultur in Scherben geschlagen und in dem Tiegel der Jahrhunderte und der Völkermischungen umgeschmolzen wäre. Zwischen jenem Jahrhundert des Glaubens und dem unsrigen, meint Gervinus, liege die Freigeisterei in der Mitte und die Wissenschaft, und man habe nun in dem Buche der Natur eine neue, ewige, unwiderlegliche Offenbarung gelesen, die den Buchstaben der geschriebenen vielfach vertilgt, wozu noch der menschliche Geist zu einer kühnen Selbstachtung, ja Selbstvergötterung gelangt sei.

Wozu läugnen, daß sich seit Luther in religiösen Dingen Vieles verändert hat? Jedoch würde man gewiß mit Unrecht das Zeitalter Luthers für dasjenige einer unbedingten Herrschaft der religiösen Ideen halten. Nicht nur hatten damals, wie schon früher bemerkt, die humanistischen Bestrebungen den religiösen eine Zeit lang den Rang streitig gemacht, sondern die Philosophie suchte in verschiedener Weise auf der einen, die Politik auf der andern Seite die religiösen Interessen zu verdrängen. Erscheinungen, wie die eines Seb. Franck, Denk, Hetzer, Thamer, Servet u. A. m., lassen gar keinen Zweifel darüber aufkommen, daß Manche die errungene Gewissensfreiheit nur dazu benutzen wollten, um ihren philosophi-

schen Ansichten, zumal auch der Naturvergötterung und dem Pantheismus, Eingang zu verschaffen; der Bauernkrieg aber ist ein unwiderleglicher Beweis, daß die religiöse Bewegung in eine politische auszuarten drohte, und es wird kaum mehr Jemand im Ernste glauben, daß es einem Sickingen oder Hutten nur um reine Gottesverehrung zu thun gewesen sei. Ueberhaupt kündigt sich das Streben nach Freiheit nie einseitig an; der Mensch, der in einem Punkte frei sein will, will es gewöhnlich in allen sein, und wer einmal einen Schritt über das enge Blachfeld der Gewohnheit hinaus gethan hat, kennt gewöhnlich bald keine Grenzen mehr. Es stand im sechszehnten Jahrhundert eben so gut als im neunzehnten auf der Spitze, ob eine religiöse oder eine politische Wiedergeburt Deutschland erwarte.

Gervinus verhehlt es gar nicht, vielmehr ist dies die leuchtende Folie, die seinen Gedanken zu Grunde liegt, daß er von der neuen formell religiösen Bewegung in materieller Hinsicht eine politische Wiedergeburt und größere nationale Einigung erwarte. Das religiöse Moment ist ihm die Kraft des Hebels, das politische das Ziel der Anstrengung. Doch steht Gervinus auch in politischer Beziehung viel zu hoch und ist ein viel zu reicher und tiefer Geist, um mit den malkontenten Kannengießern unserer Tage zusammengestellt zu werden. Er kennt die Achillesferse unsers heutigen Radikalismus, er muß sich darum jetzt bereits wieder von denen, die ihn zum Himmel erhöben, wenn er in ihr Meinungshorn stieße, ziemlich unsanft auf die Erde niedersetzen lassen. Jene „Handlungen der fliegenden Hitze, der aufbrausenden Begeisterung und Neuerungssucht", die dem

revolutionären Geiste ihren Ursprung verdanken, liebt er nicht. Energie und Einsicht verlangt er, keine Revolution; denn von einer solchen wittert er nur Unheil und Verderben für Deutschland. Er hat sich der Rotte jener noch nicht angeschlossen, deren Held Thomas Münzer geworden, die sein fürchterliches: Dran! dran! dran! gern erschallen hörten, die sich aber, wenn es einmal dran ginge, vielleicht auch wie er unter der Bettdecke greifen ließen. „Für unsere Zukunft, sagt er, gibt es kein größeres Losungswort, um das sich doch Alle, die es mit Deutschland gut meinen, einträchtig versammeln möchten, als daß wir eine große nationale Reformation bedürfen, nicht eine Revolution: eine Reformation in dem großen Sinne jener lutherischen, in der wir unsere religiöse Freiheit errungen haben."

Wir müssen hier klar ins Auge fassen, was sich Gervinus unter dieser Reformation denkt. Deutschland soll als eine Nation zusammenwachsen. Als das bedeutendste Hinderniß dieser nationalen Einigung sieht er aber die konfessionelle Zersplitterung an. Gerade die religiöse Zertheiltheit saugt so viele Kräfte auf, die er gern in politischen Betrieb gesetzt sähe. So erscheint ihm gewissermaßen die Religion als ein Hinderniß der Politik, und hier findet dann recht eigentlich jenes Wort seine Anwendung, damit die eine wachse, müsse die andere abnehmen. Jene Einigung der religiösen Ueberzeugungen, jenes Ineinanderfließen aller Farben und Dinten, jenes allumschließende Toleranzsystem soll nur die Brücke zur nationalen Erhebung werden. Was kümmert ihn hier die Religion, wenn nur die Nation groß wird. Die Religion muß vielmehr ihre

Besonderheiten aufgeben, das Kreuz Christi muß erbleichen, damit die Nationalflagge um so glorreicher alles Andere überstrahle!

Wir begreifen diesen Standpunkt an Gervinus; nur hätten wir gewünscht, er hätte ihn noch unverdeckter herausgestellt. Man sage es offen, ohne Rückhalt: das Zeitalter der Religion ist hinter uns; was noch religiös an uns ist, gehört dem Uebergange an; unsere Zukunft wird politisch, national, patriotisch sein.

Die alten Völker hatten ihre Nationalgötter; in dem Christenthume liegt etwas, das weit über allen nationalen Inhalt hinausgeht. Die christliche Religion kann nie zur eigentlichen Nationalreligion herabsinken, das Christenthum müßte denn anders in Judenthum oder Heidenthum zurückgebildet werden. Es handle sich darum, sagt Gervinus, ob unsere Zukunft eine kosmopolitische, oder politische sein werde. Das Christenthum ist allerdings im schönsten Sinne des Wortes kosmopolitischer Natur. Christus ist der Welterlöser, und jene Weissagung, daß einst ein Hirt und eine Heerde sein werde, drückt das ewige Sehnen der nach unendlicher Erweiterung strebenden Weltreligion aus. Wer diesen Charakter des Christenthums nicht versteht, der hat nichts von ihm verstanden.

Von hier aus wird es erst deutlich, warum Gervinus eine Bewegung mit Freuden begrüßt, die dem ächt- und altchristlichen Elemente so wenig Spielraum verstattet. Zu politischen Zwecken läßt sich das alte Christenthum nun einmal nicht brauchen; wer neue Nationalgötter will, der muß sie nicht in Bethlehem und nicht auf Golgatha suchen. Dort hat den alten

Nationalgottheiten ihre letzte Stunde geschlagen; dort sind die Wände gefallen, welche Nationen so lange trennten und aus Fremdlingen Barbaren machten; dort hat ein heiliger Mund auch Feindesliebe zur Pflicht gemacht; dort sind die S k l a v e n - k e t t e n jenes antiken Heidenthums, das man uns als Musterspiegel des Patriotismus und der Freiheitsliebe wieder vorgaukelt, gebrochen; dort ist eine Sonne aufgegangen, die nicht nur über e i n Land, sondern über alle Lande der Erde ihr Licht verbreiten will. Diesen Kosmopolitismus, der seine Arme über die Marksteine des engern Vaterlandes hinausreckt, und einen Glauben, eine Liebe und eine Hoffnung predigt, die in den Herzen des Negers und des Indianers eben so gut schlagen sollen, als in dem des weißen gebildeten Europäers, findet man nun abgeschmackt und abgelebt, und trotz der beflügelten Bahn, welche die Grenzen der Länder leichtfüßig überspringt, will man neue Wälle aufwerfen, um die Nationalität dahinter einzusperren. Und das soll dann Zeitgeist und Bedürfniß der Zukunft und H u m a n i t ä t heißen! Seht ihr denn nicht, daß die Spießbürgerlichkeit des immer noch nicht unwiderruflich begrabenen Deutschmichels hinter diesem viergepfählten Patriotismus hervorlauert, und daß jener Gedanke der französischen Revolution einer Vereinigung aller Nationen unter der einen Fahne politischer Freiheit und Mündigkeit im Vergleiche zu diesem doch wenigstens eine große politische Konzeption war. Wie würde das Land, das mit keinem andern mehr durch ein inneres geistiges Band zusammenhinge, mit seiner abstrakt-philosophischen Nationalität nach außen und innen zusammenschrumpfen!

Damit sei ja einem unbedingten, wesenlosen Kosmopolitis-

mus nicht das Wort geredet. Das Allgemeine muß sich, um wirklich zu werden, besondern; aber das Besondere darf auch nie aufhören, ein Erzeugniß des allgemeinen Geistes zu sein. Diese Vermittlung des Besondern mit dem Allgemeinen unter den verschiedenen Völkertypen scheint mir gerade durch das Christenthum vollzogen werden zu müssen. Wie sich Natur und Geist im Menschen durchdringen müssen, um die freie Persönlichkeit zu Stande zu bringen, so auch in den großen Völkerinnungen, die in der alten Welt mehr Naturprodukte waren, in der neuern mehr Produkte des die Natur bestimmenden Geistes. Daß das Christenthum dieses Band des Geistes um die abendländischen Nationen schlingt, wer könnte dies läugnen, und woraus sonst wäre das unverhältnißmäßige Uebergewicht der abendländischen Christenheit über die kolossalen Ländergebiete Asiens zu erklären? Auch Rom hatte als Einigungspunkt der abendländischen Christenheit einst seine große Aufgabe, und ohne den spirituellen Kosmopolitismus Roms hätte die materielle Politik der Fürsten die wahre Freiheit der Völker viel früher, viel unwiederbringlicher, unterdrückt. Ich glaube auch: Rom hat sich überlebt; es hat aufgehört der geistige Herzschlag der abendländischen Welt zu sein; ich finde seine Politik in neuester Zeit, wenn auch schlau, doch kleinlich, seine Jesuitenarmee eine empörende Nothwehr, seine heiligen Röcke Faustschläge in den Bildungsspiegel der Zeit, seine Reaktionspläne Verschwörungen gegen die geistige Selbstständigkeit der Völker — aber soll denn das No-Popery-Geschrei unwissender Eiferer uns auch über die Vergangenheit blind machen, sollen wir aus konfessionellem Hasse nicht einmal die Wahrheit anerkennen, daß das Christenthum

zur Erreichung seiner höchsten Zwecke eines Elementes bedarf, das über das bloße Nationalbewußtsein weit hinausreicht.

Gervinus deutet zu wiederholten Malen in seinem Schriftchen an, daß unsere Zeit je mehr und mehr darauf ausgehe, die Massen beim öffentlichen Leben zu betheiligen. Ich will nicht untersuchen, in wie weit dies wahr ist; wenn unter der Masse hauptsächlich der Bauernstand zu verstehen ist, der zweifelsohne die größte Masse bildet, so liegt doch gewiß in diesem das bewegende Zeitprinzip nicht, und eben so wenig hat sich dieser dem Deutschkatholizismus in die Arme geworfen. Mir will gerade umgekehrt scheinen: die Masse nehme alle diese Dinge nicht nur gleichgültig, sondern selbst unwillig auf, die Fabrikbevölkerung und etwa noch den Städtepöbel ausgenommen, die uns aber doch schwerlich als Repräsentanten der Masse gelten werden. Irre ich mich nicht: so ist die Bewegung vielmehr eine Reaktion der gebildeten Stände, zumal der städtischen Bevölkerungen gegen den vermeintlichen oder wirklichen Köhlerglauben der Masse, eine Reaktion der doktrinären Zeitbildung gegen Ueberlieferung und Herkommen zunächst in kirchlichen Dingen. Das gibt Gervinus gewissermaßen zu, wenn er selbst irgendwo klagt, daß der Geist des vorigen Jahrhunderts noch nicht in die Massen eingedrungen sei, sondern erst in sie hineingeleitet werden müsse. Man täusche sich doch ja hierüber nicht! Die Schweiz hat — als politischer Sündenbock von Europa — hierüber ganz eigene Erfahrungen machen können. Wir haben die Herrschaft der Massen der Theorie nach im ausgedehntesten Sinne. In den meisten Kantonen besteht weder ein

Wähler- noch ein Wahlfähigkeitszensus; in der neuesten Musterkartenverfassung von Waadt sind auch die Almosengenössigen zu allen bürgerlichen Ehren zugelassen, so daß möglicherweise ein Lump die oberste Regierungsperson im Waadtlande sein könnte, zumal wenn die kommunistischen Grund- und Lehrsätze in dem von Natur sehr entzündlichen Volksschlage noch breiteren Boden gewinnen sollten. Nun haben wir aber das merkwürdige Schauspiel erlebt, daß diese Massen, wenn sie einmal zum Bewußtsein ihrer Kraft gelangt sind, gar nicht immer im Sinne der sogenannten fortschreitenden Partei handeln, ja sich oftmals sehr wankelmüthig erzeigen. Das Volk in seiner Masse gleicht dem Spiegel des Meeres. Wird es von keiner Seite schlau oder gewaltsam aufgeregt, so ist es ruhig, eher stabil; denn es ist ein schwer beweglicher Körper, der ein gemächliches, gewohnheitsmäßiges Leben der ruhelosen Neuerungssucht vorzieht. Weiß nun aber einer die in ihm schlafenden Leidenschaften in den Grundtiefen aufzurütteln und die ruhige Oberfläche in Gährung zu bringen: dann entsteht auch leicht ein brausender Volksorkan mit derselben zerstörenden Wuth, mit welcher wir oftmals den Sturmwind Alles zerschmettern und versenken sehen, was ihm auf der Meeresfläche in den Weg kommt. Der Masse des Luzerner Volkes verdanken wir die Jesuitenberufung nach Luzern, nicht den konservativen Doktrinärs, deren „Blutgier" übrigens in die deutschmichelsche Gelehrtenfabelwelt gehört; denn die schweizerischen Revolutionen machen sich ohnedies immer eher bei Champagnerstöpselknall als bei Kanonendonner ab, und es ist in Luzern, dessen Politik übrigens kein Vernünftiger loben wird, bisanhin noch kein Bluturtheil, es sind meist nur Geldurtheile,

wie es sich für den Zeitgeist paßt, gefällt worden. Jedenfalls wäre es eine bedenkliche Aussicht, wenn über die Schicksalszukunft Deutschlands die Massen entscheiden sollten, die wir nie anders als entweder in trägem Behagen oder in zügelloser Hitze handeln sehen.

Ueberhaupt scheint mir, hätte man in Deutschland und anderswo Besseres zu thun, als die Massen aufzuregen — geschehe dies religiös oder politisch. Will man die Rolle des Zauberlehrlings spielen, und dann rathlos auf die Beschwörungsformel sinnen, wenn der Wogendrang zur verheerenden Sündfluth geworden ist? Uebrigens redet auch hier Gervinus zu Gunsten der Mäßigung und Ruhe. Er selbst steht viel zu sehr im Dienste des Geistes, als daß er dem Materialismus, oder gar kommunistischen Bestrebungen das Wort reden könnte. Und scheint er hie und da von allzugroßer Bewunderung für unsere Zeit, und zumal die Zeitbildung, getragen, so verkennt er doch auf der andern Seite die Gebrechen und Schwächen unserer Zeit nicht, ja die dunkeln Schatten scheinen ihm bisweilen selbst das Licht zu verdunkeln, in dessen Glanze er sonst die Gegenwart erblickt. Denn wie edel, sagt er, die Zeitbildung sich in ihrem gesunden Zustande darstelle, so widerlich greife, wie ein Wurmfraß von derselben ausgehend, der Atheismus um sich und ein ätzender Menschenhaß und die Negation und Verflüchtigung alles Religionsgefühls in eine herzlose Spekulation. Und er selbst verbirgt sich die getroffenen Anstalten zu jenem propagandischen Feldzuge nicht, der die ganze Masse des untersten Volkes wie kommunistisch zu materiellem Besitze, so philosophisch zu geistiger

Gleichstellung mit den höhern Ständen heranziehen soll, verbirgt sich nicht, wie man, damit dieser Zweck um jeden Preis erreicht werde, jeden Trost und jede Hoffnung der Armen und Mühseligen untergräbt, um sie zu zwingen, an diesem Leben zu verzweifeln, und niederzuwerfen, was besteht, damit ein Besseres aufgebaut werde. Ihm scheint doch auch vor dem „Fanatismus des dürren Verstandes mit seinen untergrabenden Wirkungen" zu grauen, und vor einem Ruin der Sitttenzustände und einer Bodenlosigkeit unsers gesammten Staats- und Volkswesens, wodurch unsere Lage zu einer ganz unheilvollen werden könnte. Mithin scheinen ihm denn doch auch faule und giftige Früchte aus jener vielgepriesenen Aufklärung hervorzugehen; aus dem Schooße der Bildung sind auch ihm schon Mißgeburten ans Licht getreten.

Dieses Eingeständniß zeugt von dem Wahrheitssinn des Mannes, der es thut. Die Freunde des unbedingten Radikalismus, welche sorgfältig den Abgrund mit Blumen überdecken, der sich immer klaffender vor unsern Füßen spaltet, ja die in Berserkerwuth übergehen, wenn man es nur wagt, an die näheren oder ferneren Gefahren kommunistischer Tendenzen unter der Volksmasse zu erinnern, werden ihm seine Offenheit schwerlich danken. Man möchte allmälig untergraben, allmälig die Zukunft vorbereiten, um sie dann desto sicherer dem erstarkten Feinde ausliefern zu können.

Gervinus kennt die Gefahr, er verlangt Abhülfe und Abwehr. Aber woher? Mitten in diese unheilvolle Lage tritt ihm die deutschkatholische Bewegung wie ein rettender Engel hinein, der uns allein vom sichern Abgrunde zurückziehen

könne. Er sieht in dieser ganzen Erscheinung das seltsame Symptom, daß in dem todten (?) Volkskörper noch neue Lebenskräfte vorhanden sind; einen wunderbaren Instinkt des Volksgeistes, der sich etwa so, wie die Somnambüle in krampfhaftem Zustande, die heilkräftige Medizin selbst vorschreibt, einen politischen Segen statt einer politischen Gefahr. Vor der sozialen Revolution soll uns nach seiner Meinung die politische Reformation bewahren, und den Deutschkatholizismus zum Organ einer solchen zu machen: das wäre die Aufgabe aller Verständigen und Wohlgesinnten, ausdrücklich auch der protestantischen Geistlichkeit.

Die Gefahr scheint mir eben so groß und gefahrdrohend wie Gervinus; über das Mittel, ihr zu begegnen, denke ich aber anders. Gervinus fürchtet, der Dampfkessel der in Gährung begriffenen Leidenschaften möchte springen, und sucht nach einem Sicherheitsventil, um die Hitze vorher noch nach einer andern Richtung abzuleiten. Er sieht es als ein unbestrittenes Axiom an, daß in den Massen das Schwergewicht der Gegenwart und Zukunft liege, und möchte darum die Massen in angemessener Weise beschäftigen, und ihnen gleichsam ein würdiges Ziel ihrer noch unklaren Bestrebungen vorstellen. Er möchte mit einem Schlage zugleich zwei Zwecke erreichen: Ablenkung der Massenaufregung von materiell-kommunistischen Tendenzen auf ein geistig-nationales Gebiet, und Erreichung eines längst ersehnten Wunsches, der nationalen Einigung Deutschlands gegenüber den mächtigen Nachbarstaaten.

Das Wohlgemeinte in dieser Absicht wird Niemand verkennen. Aber die zwei größten bisherigen Epochen der Weltge-

schichte sollten uns doch belehrt haben, daß so vielen Uebelständen mit politischen Heilmitteln nicht abzuhelfen ist. Das letzte Jahrhundert vor Christi Geburt, das an ungeheuern sozialen Gebrechen litt, in welchem die Entsittlichung hie und da bis zur Entmenschung vorgerückt war, ist eben so reich an Versuchen politischer Umwälzungen, als arm an irgend einem das soziale Leben wirklich umbildenden Resultate. Die politischen Heilversuche schlagen ähnlich wie die französische Revolution in soziale Verderbnisse aus; die Massen gähren fort, die Demagogen beuten und saugen die sozialen Kräfte noch gar aus, die Aristokratie lernt und verlernt unterdessen nichts, und jede neue politische Umwälzung auch unter den Kaisern befördert nur den öffentlichen Verfall. In gleicher Weise schlagen auch zur Zeit der Reformation alle politisch-nationalen Umgestaltungsversuche nur übel aus, und die armen Bauern werden nach dem unglücklichen Ausgange ihres massenhaften Aufstands nur viel ärger geplagt als vorher. Sollten denn solche Erfahrungen keinen Eindruck zurücklassen? Soll noch einmal eine große Epoche der Weltgeschichte eintreten, und sollen an ihrer Schwelle dieselben politischen Mißgriffe sich wiederholen, die bei frühern Anläßen so unglücklich ausfielen? Oder sollen die Völker durch eigene Erfahrungen nochmals die große Lehre inne werden, daß nur das Evangelium von Jesu Christo die Schwären und Wunden zu heilen vermag, welche der lieblose zersetzende Egoismus der Menschheit fortwährend schlägt.

Gewiß werden wir alle von Kanzeln und Kathedern herab der Zeitfluth nicht gebieten, wohin sie ihre Gewässer wälzen, und ob sie die Ufer des öffentlichen Lebens nur sanft und wohl-

thätig benetzen oder verheerend überschwemmen solle. Das wird jener große Geist ausrichten, der schon im Anfange über den Wassern schwebte, der den Wolken, Winden und Feuerflammen gebietet, und auch die Herzen der Könige lenkt wie die Wasserbäche. Aber wer den Beruf in sich fühlt, über die Bedrängnisse der Gegenwart wenigstens nachzudenken, und Muth genug hat, seine Meinung nicht zu verschweigen, auch wenn die Götzen des Tages darüber ihr Haupt schüttelten, der kann doch hie und da mitwirken, daß die drohende Welle eingedämmt werde. Mir scheint — und darin weiche ich allerdings von Gervinus ab — die religiöse Reaktion der Zeit nicht eine blos vorübergehende Aufwallung, gleichsam das letzte Aufflackern des verlöschenden Lichtes, um einer nationalen Bewegung Platz zu machen. Mir scheint in der Hand der Vorsehung nicht die Politik Zweck und die Religion blos Mittel. Ich halte die Zeit nicht im Grunde für politisch und nur auf der Oberfläche für religiös. Ich glaube umgekehrt, daß dem humanistischen, literarischen, philosophischen Zeitalter jetzt wieder ein religiöses folgt, und zwar nach den ewigen Gesetzen, die auch Gervinus anerkennt, wenn er anders nicht an einen ununterbrochenen ins Unendliche gehenden Fortschritt, sondern an eine Wellenbewegung in der Geschichte glaubt. Auf die Erstarrung in der Religion folgte der Aufschwung in der Philosophie; auf die Zerfließung in der Philosophie, in der kein einziger Mann der Jetztzeit wahrhaft Neues hervorbringt, folgt die Rückwirkung in der Religion.

Uebrigens liegt auch in der Wellenbewegung ein gewisser Fortschritt, nur ein langsamer, milder, allmälig fördernder.

Darüber wird der kenntniß- und geistreichere Theil der protestantischen Geistlichkeit sich immer mehr einverstanden erklären, daß die Zustände des sechszehnten Jahrhunderts in der Theologie *nicht wiederkehren können.* Jene Orthodoxie, jene Symbole, jene Streitigkeiten haben sich *in der Form*, in der sie damals auftraten, allerdings überlebt. Es wäre eigentliche Verstockung, wenn ein dreihundertjähriger Entwicklungsprozeß, wenn zumal der ungeheure Umschwung des achtzehnten Jahrhunderts uns hierüber nicht die Augen geöffnet hätte. Der Kern der Wahrheit bleibt immer derselbe; an der Schaale wollen wir uns die Zähne nicht zerbeißen. Es muß sich hier eine Mittelpartei, oder daß wir das anstößige Wort „Partei" vermeiden, ein *Mittelpunkt* in der protestantischen Geistlichkeit bilden, der es versteht, die Resultate der neuen Wissenschaft mit dem Wahrheitskern des reformatorischen Protestantismus zu vermitteln, *der die Form des Protestantismus der Reformationszeit von ihrem Wesen unterscheiden lernt, der dies Wesen aber um keinen Preis an die leichte Spreu der Aufklärung hingibt.*

Wenn ich gern zugebe, daß eine formelle Repristination der alten Orthodoxie zu den Unmöglichkeiten gehört, so halte ich nämlich eben so sehr dafür, daß unsere Zeit ihre religiöse Reform nicht einseitig auf das achtzehnte Jahrhundert, das seinem Wesen nach antireligiös war, zurückführen kann. Das achtzehnte Jahrhundert hat uns in den Stand gesetzt, über das Wesen der Reformation richtiger zu urtheilen, die Dogmatik tiefer und geistreicher aufzufassen, in der Predigt natürlicher zu werden und einen höhern Standpunkt zu nehmen, uns mancher Abgeschmackt-

heiten und Irrthümer, die eine Folge theologischer Parteigängerei waren, zu entledigen. Der Born der Wissenschaft fließt reiner und voller, wenn auch eine eckelhaft-destruktive Kritik selbst diese edle Wissenschaft bei Manchen in Verruf gebracht hat. Die Wissenschaft bleibe frei; es herrsche in ihr kein engherziger Zunftzwang, keine schwächliche Aengstlichthuerei; aber sie vergesse auch nie ihre Würde, sie arte nie aus in gemeines Gezänke, sie dulde es an destruktiven Poltergeistern nicht, daß sie durch effekthaschende Sophistik sie anrüchig machen und ihren guten Namen durch böse Streiche beflecken. Vor allem traue sich unsere Theologie nicht allzuviele Produktivität auf diesem Gebiete zu. Wie viel Neues, das Stand hält, haben wir denn eigentlich ausgemacht? Wie viel positiv Neues? Wie viel ächt Gutes, das auf Jahrhunderte hinaus den Garten der Weisheit bebauen und bepflanzen könnte? Mit unsern Hypothesen, Vermuthungen, Behauptungen, Erdreistungen: wie weit sind wir gekommen?

Ich bin in meinem Innersten überzeugt, daß Gegenwart und Zukunft dem Protestantismus gehört troß denen, die sich so viel Mühe geben, ihn als aufgelöst darzustellen. Ich bin überzeugt, daß es keiner Hofraths- und keiner Reichshistoriographensophistik gelingen wird, der Geschichte den Hals umzudrehen und aus Schwarz Weiß zu machen. Ich bin aber auch überzeugt, daß durch rohe Beschimpfungen und ungerechte Gewaltsschritte der römischen Kirche nur ein temporärer Zuwachs an Kräften zu Statten kommen, daß man dieser Kirche keinen bessern Dienst leisten kann, als wenn man sie mit fleischlichen Waffen verfolgt, ohne sie mit geistigen zu überwinden.

Rom hätte vor dreihundert Jahren schon viel mehr an Boden, Einfluß, Macht und Gewicht verloren, wenn der Protestantismus nicht hochfahrend und ausschließend geworden und die Fehler der Gegenpartei theilweise zu seinen eigenen gemacht hätte.

Nach den neuesten Nachrichten, zumal nach einem von Ronge veröffentlichten Briefe, fängt der Deutschkatholizismus an, auch aggressiv gegen die protestantische Kirche zu verfahren und in Verbindung mit den Lichtfreunden das Schisma selbst in diese hinüber zu leiten. Ich besorge nicht gerade beträchtlichen Abfall, und gewiß wird die Wurfschaufel die Tenne mehr von der Spreu befreien, als um den Waizen bringen. Aber das besorge ich, daß auf diese Weise die Einwirkung der vermittelnden Richtung erschwert werden möchte, welche ich als den Mittelpunkt der gegenwärtigen protestantischen Wissenschaft und Kirche bezeichnet habe. Jene Richtung ist gerade darum so wichtig und so maßgebend, weil sie mit der Gegenwart nicht brechen, sondern die Gegenwart naturgemäß an die Vergangenheit anknüpfen will, weil sie die einmal festgesetzte Form des Protestantismus nicht für unabänderlich, aber das Wesen desselben für unerläßlich hält, weil sie an den Buchstaben sich nicht geistlos und engherzig anklammert, um so inniger aber sich in den Geist des Buchstabens zu vertiefen sucht, der, nach der Verheißung des Herrn, uns in alle Wahrheit leitet. Diese Richtung ist freilich durch einige Brosamen aus Schiller und Göthe, und die allgemeinen Redensarten von Aufklärung, Licht, Fortschritt, Vaterland, Geistes- und Gewissensfreiheit, Patriotismus, Aufschwung u. s. w. nicht befriedigt; sie nimmt laues Wasser nicht für feurigen Wein und Goldschaum mit Papierschnitzeln nicht

für das ächte Gold der Wissenschaft und der Wahrheit; sie will nicht schnell fertig werden, aufregen, anfachen, durcheinanderrütteln; sie setzt ihre Hoffnung auch nicht auf den augenblicklichen Beifall der Massen, auf das gellende, aber oft so bald wieder zum Kreuzige! umgestimmte, Hosianna der Menge. Sie sucht ruhig die Fäden der geschichtlichen Entwicklung in der Hand zu behalten, die Wahrheitskörner der alten Kirche im Schmelztiegel der Gegenwart zu läutern, die Widersprüche zwischen der spröden Form und dem flüssig gewordenen Stoffe möglichst auszugleichen, das Widerhaarige zu versöhnen und einen dauernden Frieden zwischen dem, das war und dem, das werden will auf den Grundlagen des historischen Christenthums und der sich stets verjüngenden und läuternden Wissenschaft abzuschließen. In dieser Richtung scheinen denn doch ganz andere Bildungskeime für eine religiös und kirchlich beruhigte Zukunft zu liegen, als in einer Bewegung, welche mit schnellen Schritten, wenn nicht viel positivere Elemente sich zu ihr gesellen, der kirchlichen Auflösung entgegenzueilen scheint.

Freilich geht die vermittelnde Richtung nicht auf politische Zwecke, auf keine nationale Einigung Deutschlands aus. Nicht als ob sie einer solchen entgegenwirkte, aber sie erwartet von ihr nicht das Heil der Zukunft. Sie will eine religiöse, eine kirchliche Reform; keine Reformation; denn diese ist da gewesen, ihre Wurzeln leben unter uns fort; ihre Früchte zu zeitigen, dazu brauchts nur Ernst, Geduld, Eifer, Liebe: Eigenschaften, die in unsern Tagen freilich nicht zu den häufigsten gehören. Zur Weiterbildung der wesentlichen reforma-

torischen Grundideen wird der vorzüglichere Theil der protestantischen Geistlichkeit gewiß gern Hand bieten, aber ohne Hast, demagogisches Treiben und hoffärtigen Zeitungslärm, der wie Champagnerschaum verbraust.

Wir wollen das Wesen des Protestantismus retten; in der Form wollen wir nicht allzuängstlich sein. Dazu bedarf es aber großer Anstrengungen und der Wechselwirkung von Wissenschaft und Kirche. Ja die Wissenschaft muß in unserer Zeit geradezu eine kirchliche werden; sie muß von den Lehrstühlen der Hochschulen herabsteigen, sich den Bedürfnissen des Volkes anbequemen, sich im Leben als heilbringend bewähren. Weg mit den Schulzänkereien! Mit den subtilen Distinktionen, die nur verwirren und ärgerliche Zänkereien anrichten, aber die Wahrheit um keinen Schritt fördern. Ueberall das Wesentliche ins Auge gefaßt, und darum auch mehr Gemeinsamkeit und weniger Sektengeist unter der protestantischen Geistlichkeit!

Das ist aber nur möglich, wenn wir uns kirchlich mehr einigen, wenn die kleinlichen dogmatischen Unterschiede aufgegeben werden, wenn die Spannung zwischen Lutheranern und Reformirten durch eine nicht nur auf dem Papier, sondern in den Gemüthern vollzogene Union ein Ende nimmt, wenn der Staat der Kirche freieren Spielraum, mehr Selbstbethätigung einräumt, wenn nicht nur die Geistlichen, wenn auch die Laien bei der kirchlichen Organisation möglichst betheiligt werden. Die Zeit der Polizeikirchenanstalten ist vorüber; die Kirche ist sich ihres Prinzipes wieder bewußt geworden; sie verlangt, daß es berücksichtigt, entwickelt werde. Diesem fast alle abendländischen Völker durchziehenden Gefühle liegt kein politischer Zweckgedanke

zum Grunde; das ist der große Völkerinstinkt, der sich selbst hilft, wo der Verstand der Verständigen oft scheitert. Alles hat seine Zeit; auch die Kirche wird wieder ihre Zeit haben. Sie wird allerdings — darin geben wir Gervinus vollkommen Recht — keine Kirche der Theologen, aber eine Kirche des christlichen Volkes sein. Von einer solchen Kirche wird auch der Staat die wohlthätigsten Einwirkungen erfahren; sie wird, nicht mehr als eine Zwangsanstalt betrachtet, weil volksthümlich und das Volk nach der menschlichen Seite hin repräsentirend, Vertrauen wecken und entgegennehmen, und der wachsenden Demoralisation einen sittlichen Damm entgegenwerfen. Sie wird in die Lieblosigkeit der Zeit wieder den Geist der Liebe tragen und mit diesem auch die Duldung, die nur dann Werth hat, wenn sie aus der Liebe entspringt. Sie wird auch wieder die Sorge für die Armen, Bedrängten, ins Arbeitsjoch Eingespannten auf sich nehmen, und den Staat in allen philanthropischen Bestrebungen freudigst unterstützen. Sie wird —; aber vielleicht trifft mich hier derselbe Vorwurf, der nicht ohne Grund Gervinus gemacht wird, daß ich Vermuthungen an Vermuthungen reihe, und Hoffnungen ausspreche, die wohl niemals in Erfüllung gehen werden.

Wohlan — auch daran sei es genug, wenn nur ein Theil dieser Wünsche erfüllt wird, wenn nur einigermaßen die Geister zur Ruhe und zur Befriedigung gelangen. Daß es Vielen mit der Realisirung jener Wünsche Ernst ist, das beweist die in diesen Tagen in Berlin zusammengetretene protestantische Konferenz aus den weitaus meisten und bedeutendsten protestantischen Staaten Deutschlands. Wir bauen freilich nicht auf

Menschen unsere Sache; aber wir dürfen uns doch auch freuen, wenn Männer von entschieden gutem Willen und hervorragender Tüchtigkeit ein gutes Werk an die Hand nehmen, und daß dies hier der Fall ist, das beweisen die allgemein geschätzten Namen derer, denen diese hohe Mission anvertraut ist; das beweist der gute Wille einer zwar vielfach angegriffenen, aber auf Förderung der protestantischen Interessen gewiß weise bedachten Regierung. Viele Augen sehen jetzt mit gespannter Erwartung nach dem Norden Deutschlands und nach den von dort ausgehenden Anregungen, den zu fassenden Beschlüssen.

Und wohin soll denn die protestantische Geistlichkeit ihre Blicke richten? Zuallervörderst freilich nach oben, zu dem Gott der Macht und der Stärke, der das Schifflein seiner Kirche auch durch die drohendsten Klippen und Stürme unbeschädigt hindurchsteuern wird. Aber so fern die Schicksale der Kirche in nächster Zukunft in Menschenhände gelegt sind: sollte diese Geistlichkeit denn mehr von den mit den Lichtfreunden verbündeten Deutschkatholiken, als von jenen Männern der ruhigen, wissenschaftlich ernsten, geschichtlich versöhnenden Mitte erwarten, die mäßigend, leitend, zurechtweisend in der Brandung stehen und ein festes Ziel unverrückt im Auge behalten? Es kann jeder wählen; die protestantische Geistlichkeit hat aber ihrer großen Mehrzahl nach wohl bereits gewählt. Sie will Fortschritt, aber nicht Umsturz; Licht, aber nicht Schein; Wahrheit, aber nicht Flachheit; Reform, aber nicht Reformation, noch weniger Revolution; eine möglichst freie, aber keine ungebundene Kirche; möglichste Duldung, aber nicht Indifferentismus; eine Erneuerung der sozialen, aber nicht der politischen Zustände, die sich

von selbst verbessern werden, wenn das Volksleben weniger von den dunkeln antireligiösen Gewalten des Egoismus irre geleitet wird. Die protestantische Geistlichkeit, die in ihrer großen Mehrheit das will, kann es ruhig der Zukunft überlassen, was geschehen wird. Darauf, wer Recht behält, kommt es zuletzt nicht an; es nehmen ohnedies die irdischen Schicksale gewöhnlich einen andern Ausgang, als unsere kurzsichtige Weisheit sich träumen läßt. Von *der* Ueberzeugung aber werden wir uns nie trennen, daß das historische Christenthum eine weltüberwindende Kraft ist, und daß nur diejenigen das Jahrhundert beherrschen werden, welche sich diese Kraft anzueignen, und durch sie die Geister aus der Tiefe zu bannen, und den höheren Mächten der Liebe, der Wahrheit und des Glaubens den endlichen Sieg zu verschaffen wissen.

Druck von J. J. Ulrich.

Förster

Förster Buchh.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schenkel, Daniel,

Die protestantische Geistlichkeit und die Deutschkatholiken

Zürich 1846

Polem. 2474 hd
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10776373-5